

paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

www.emmaus.de

18. Jahrgang Nr. 1, 2014



**Bedrohte
Arten**

Nachrufe

Pfarrer Jörg Machel und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Emmaus-Ölberg-Gemeinde trauern um



Inge Schillings
24.4.1957 – 15.12.2013

Inge Schillings war sich sicher, dass ihr Lebenswille stärker ist als die Krankheit, die sie seit langem schon quälte, und nur zu gern haben wir uns ihrem Optimismus angeschlossen. Ihre Fröhlichkeit, ihr Witz, ihre Lebensfreude waren uns Beleg dafür, dass es gut um sie stand. Die Nachrichten über Rückfälle und Operationen waren wie Meldungen aus einer anderen Welt. Wir nahmen sie ernst und ließen uns von Inge überzeugen, dass dies nur Rückschläge auf dem Weg der langsamen Genesung seien.

Gern erinnern wir uns, dass über den letzten Lebensjahren von Inge nicht das dunkle Bild einer am Ende tödlichen Krankheit steht, sondern die wunderbare Leuchtkraft einer sie ganz und gar erfüllenden Liebe. Ja, Inge hat mit Hans Bauer die Liebe ihres Lebens gefunden und alle, die ihr nahe standen, durften Anteil an ihren Schwärmereien über diesen Mann nehmen, der ihr so tat. Nun war es der Wunsch von Inge und Hans, diese Liebe unter den Segen Gottes zu stellen. Am Sonntag haben sich die beiden zueinander bekannt und vor Gott und einem kleinen Kreis von Familienangehörigen und Freunden das „Ja-Wort“ gegeben. Zwei Stunden danach ist Inge friedlich eingeschlafen. Die Zusage Gottes, dass einzig die Liebe die Macht des Todes zu überwinden vermag, war für Inge der entscheidende Trost im Leben und im Sterben.

In großer Dankbarkeit denken wir an Inge Schillings, an ihre Güte, ihren Humor, ihre Menschenfreundlichkeit. Wir sind unendlich traurig über ihren frühen Tod.



Hans Gross
18.7.1933 – 26.12.2013

Hans Gross war Seemann und er blieb es auch, nachdem er abgemustert hatte. Seine Sprache, seine Erinnerungen, seine Geradlinigkeit zeugten davon. Als junger Mann heuerte er in Hamburg an und umschiffte mehrfach unseren Erdball.

Doch seine Zeit als Seemann unterbrach er regelmäßig, um die Welt über Land zu erkunden. Türkei, Iran, Afghanistan, Pakistan, Indien, Südostasien, Australien, China. Mit dem Moped einmal ums Mittelmeer. Hans wollte den Menschen, den Ländern, dem Leben auf die Spur kommen.

Nach seiner Religiosität befragt, sagte Hans, dass er sich mit dem Anfang der Genesis begnügt habe. Dort steht, was ihm wichtig war: Es gibt den Schöpfer und die Schöpfung ist gut. Sich in ihr angemessen zu bewegen, das ist unser menschliches Los und viel mehr ist nicht nötig. Theologische Spitzfindigkeiten waren seine Sache nicht. Auf den Straßen und Gassen der Welt und auf hoher See wird geradlinig gedacht, wusste Hans, selbst wenn man manchmal gegen den Wind kreuzen muss.

Ein leiser, liebenswerter Lehrer ist von uns gegangen. Manchmal haben wir die Welterfahrung von Hans vielleicht viel zu wenig zu nutzen gewusst, aber das war ihm durchaus recht so; Hans segelte ganz gern im Windschatten und nicht mit den geblähten Segeln der Bedeutsamkeit, so hatte ich den Eindruck. Wir nehmen Abschied von einem wunderbaren Menschen!

INHALT

Seite 2	
Nachrufe	2
Editorial	3
Renate Schliekmann	
Down Syndrom	4
Jörg Machel	
Patenamt	7
Jörg Machel	
Feldhase	8
Ulrike Hofmann-Steinmetz	
Verlust(angst)meldung	9
Dietrich Sagert	
Glühwürmchen	10
Daniel Rühmkorf	
Geburtshelferinnen	11
Silke Kettelhack	
Pflastersteine	12
Kirsten Wenzel	
Familiengrab	13
Mittelseite	
„Ausgestorben“	14
Jörg Machel	
Komplexannahmestelle	16
Kalle Mews	
Tischgebet	17
Jens-Uwe Krüger/Jörg Machel	
Schreibmaschine	18
Jörg Machel	
Mietwohnung	19
Mario Clemens	
Postbrief	20
Tobias Richtsteig	
Blechbläser	21
Kindernoster	
Schaut mal, Kinder: Gibt's nicht mehr!	24
Jörg Machel	
Leichenschmaus	26
Das Letzte / Impressum	27

Aktuelle Termine

sind nicht hier abgedruckt, sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“, der monatlich erscheint. Sie erhalten ihn in der Gemeinde oder über das Internet.



Liebe Leserin, lieber Leser!

Was verschwindet, was bleibt, was wandelt sich? Diesen Fragen gehen wir im aktuellen *paternoster* unter der Überschrift „Bedrohte Arten“ nach. Dabei erinnern wir an Kuriositäten wie die „Komplexannahmestelle“, denken aber auch darüber nach, ob die immer perfektere Pränataldiagnostik uns mit der Früherkennung des Down Syndroms nicht auch ein Stück unserer menschlichen Vielfalt raubt.

In diesem Sommer werden es dreißig Jahre, dass ich Pfarrer in Kreuzberg bin. Kinder, die ich getauft und konfirmiert habe, durfte ich inzwischen verheiraten. Nun bespreche ich schon den Taufgottesdienst für ihre Kinder mit ihnen. Manchmal fühle ich mich ganz vertraut und sehr zuhause im Kiez und dann wieder staune ich, wie neu mir vieles ist. Noch immer komme ich in Hinterhöfe, an denen ich jahrelang vorbeigelaufen bin, und freue mich über jenen Teil der Kreuzberger Mischung, den ich bisher übersehen hatte.

Diese Stadt, diese Zeit ist so voller Dynamik, so voller Ab- und Aufbrüche, dass wir mit diesem *paternoster* mal ein wenig inhalten wollen, um zu schauen, was da alles war und vielleicht bald schon nicht mehr ist. Ob wir mit unseren Einschätzungen richtig liegen, das wird sich zeigen.

Dieser *paternoster* geht mal wieder an alle Haushalte. Damit wollen wir alle unsere Kirchenmitglieder erreichen und auf „Ihre“ Gemeinde aufmerksam machen. Auch außerhalb der Gottesdienste ist viel Leben in der Emmaus- und der Ölberg-Kirche, schauen Sie mal rein!

Mit besten Wünschen Pfarrer Jörg Machel

Down Syndrom

Meine mutigste Entscheidung

Renate Schliekmann / Vor gut vier Jahren hatten wir bereits über unsere „bedrohte Art“ geschrieben. Damals war Janus gerade geboren worden, hatte schon eine Hauptrolle im Krippenspiel der Emmaus-Gemeinde bekommen und wir waren glücklich trotz des angeborenen Down Syndroms.

Nun wird Janus im Herbst schon fünf Jahre alt. Ich habe mich gefragt, wie viele Kinder in der Zwischenzeit mit einer Trisomie 21 geboren wurden, obwohl oder gerade weil die Eltern wussten, dass das Kind diese Chromosomenanomalie hat. Bestimmt ist die Zahl der bewusst geborenen Downies kleiner als die Zahl der Schwangerschaftsabbrüche aus eben diesem Grund: 47 statt 46 Chromosomen.

Ich war bei der dritten Schwangerschaft bereits über 35 Jahre alt und meine Ärztin war der Meinung, nach meiner überstandenen Krebserkrankung müssten wir doch alles ausschließen, damit wir nicht erneut und vor allem unvorbereitet in diese Lebensphase gehen würden. Ich habe nach der Diagnose für unser ungeborenes Kind oft an diese Formulierung denken müssen. Ich war in den ersten Wochen, in de-

nen ich mich mit der Entscheidung für oder gegen Janus bewegte, nicht immer sicher, ob ich der Gynäkologin dankbar sein sollte. Bei der daraufhin verordneten und von uns auch gewünschten Pränataldiagnostik kam recht schnell heraus, dass unser Wunschkind das sogenannte Down Syndrom haben wird.

In der Pränataldiagnostik können mit dem Ultraschallverfahren sogenannte Softmarker vermessen werden. Die gewonnenen Daten werden zusammen mit der mütterlichen Blut-

men nach ca. einer Stunde Auswertung die Information, mit welcher Wahrscheinlichkeit das Ungeborene das Down Syndrom haben wird. Es bleibt dann den Eltern bzw. richtiger der werdenden Mutter überlassen, ob ihr diese Nachricht ausreicht oder sie zusätzlich die risikoreiche Fruchtwasserpunktionierung, bei der ihr mit einer langen Hohlnadel durch die Bauchdecke Fruchtwasser entnommen wird, vornehmen lassen möchte. Im Fruchtwasser befinden sich ausreichend Chromosomen des Fötus, um

eine eindeutige Diagnose stellen zu können.

Seit einiger Zeit gibt es einen neuen Bluttest, der der werdenden Mutter und dem Ungeborenen die durchaus gefährliche Prozedur der Fruchtwasseruntersuchung erspart. Dabei wird das Blut der Mutter auf kleinste Spuren des heranwachsenden Kindes untersucht. Diese Blutschnipsel werden im Labor so weit ergänzt und vervielfältigt, bis es den Laboranten möglich ist, die 23 menschlichen Chromosomen des Fötus zu zählen und möglicherweise eine Trisomie 21 festzustellen.

Kritiker befürchten, dass die Anwendung der neuen Methode dazu führt, dass noch weniger Kinder mit dem Down Syndrom geboren werden



Das erste Foto

hormonauswertung durch ein Computerprogramm geschickt, das die Daten anhand von statistischen Kennzahlen auswertet. Die Eltern bekom-

könnten.

Unser Kind hat Trisomie 21. Das heißt, das 21. Chromosom ist dreimal statt zweimal vorhanden. Das macht diese Menschen so besonders. Es können auch andere Trisomien auftreten, die jedoch eine weitergreifende Auswirkung auf den betroffenen Menschen und damit auch auf seine Eltern haben. Kurz gesagt, wir hätten erleichtert sein können, nur eine Trisomie 21 als Diagnose zu erhalten.

Als wir uns nun mit diesem neuen Lebensthema beschäftigten, sprachen die Zahlen für sich. Gut 95% der Schwangerschaften, in deren Verlauf die Trisomie 21 festgestellt wurde, wurden beendet, klarer ausgedrückt, es wurde abgetrieben. Ich denke, in der Zwischenzeit haben sich die Zahlen nicht wesentlich verändert. Aber es ging uns wie allen Eltern, die ein Kind erwarten und plötzlich nur noch Schwangere und überall Kinderwagen sehen. Inzwischen haben wir sehr viele Menschen mit einem Kind mit Down Syndrom kennengelernt. Das lässt mich hoffen.

Es gibt weitaus schwerere genetische Erkrankungen, die dann nach der Geburt den Titel „Behinderung“ erhalten. Dadurch haben Menschen, die in ihrer körperlichen oder geistigen Teilhabe am gesellschaftlichen Leben eingeschränkt sind, ein Anrecht auf eine umfassende Unterstützung der Menschen ohne diagnostizierte Einschränkungen.

Die Frage nach „bedrohten Arten“ im Zusammenhang mit dem Down Syndrom würde sich allerdings nur dann stellen, wenn man diese Art wirklich vermissen würde, wenn man einsähe, weswegen diese Art wirklich wichtig ist: für mich, für die Gesellschaft, für die Natur, für den Kreislauf des Lebens.

Kinder ertragen die Vorstellung nur schwer, dass Wale, Robben, Eis-

bären oder bestimmte Schmetterlinge aussterben könnten, einfach nicht mehr da sind. Kinder brauchen Verlässlichkeit. Es verunsichert sie, wenn mit dem Verschwinden von Pflanzen und Tieren ihre ganze Welt bedroht zu sein scheint.

Wenn sich Eltern für ein Kind entscheiden, beginnen sie vom ersten Moment der Schwangerschaft an, mit dem Kind zu leben, auch wenn es noch nicht sichtbar ist. Die Schwan-



Janus mit seiner großen Schwester Flora

gere beginnt, sich sehr bewusst und gesund zu ernähren, macht mehr Sport, belegt diverse Kurse, die dem ungeborenen Kind zugute kommen. Sie liest Bücher zum Thema Geburt, Kinderkrankheiten und interessiert sich plötzlich dafür, wie diese homöopathisch behandelt werden können. Auch der werdende Vater beginnt zu begreifen, was Schwangerschaft heißt, beginnt seine Frau mit anderen Augen zu sehen.

Das Kind hat also schon vor der Geburt Einfluss auf das Leben seiner

Eltern. Und wenn es mit einer Behinderung oder Einschränkung zur Welt kommen wird, ist dieser Einfluss um ein Vielfaches größer. In den Wochen der Entscheidung für das Leben oder für den Abbruch haben wir uns unterschiedliche Hilfen geholt, Gespräche mit Genetikern, Kinderärzten, betroffenen Familien geführt und auch beim Pfarrer Hilfe gesucht und gefunden. In mehreren sehr intensiven Gesprächen stellte der uns zum Ende immer eine Frage, mit der wir nach Hause gehen und möglichst bis zum neuen Termin unsere Antwort finden sollten. Mir stellte er einmal die Frage, was der Abbruch Positives für mich hätte. Ich habe ein paar Tage nichts anderes mehr denken können. Und dann kam mir die Einsicht, dass ich durch einen Schwangerschaftsabbruch nicht mehr über die Thematik nachdenken müsste. Doch ich begriff auch, dass ich mit der Tatsache der Abtreibung nicht leben könnte. Die Entscheidung über Leben und Tod haben nicht Menschen zu tragen. Ich bin mit dieser Verantwortung sehr an meine Grenzen gekommen und gerate auch immer wieder dorthin, z. B. wenn ich jetzt diesen Artikel schreibe.

Janus' Vater hat einmal in einem Radiointerview davon gesprochen, dass er sich dem Automatismus nach einer solchen Diagnose nicht hingeben wollte. Er wollte vielleicht sich selbst beweisen, wie mutig er sein kann und hat mich letztlich davon überzeugt, dass es richtig ist, in einer solchen Situationen mutig zu sein und sich ganz bewusst für das Leben zu entscheiden.

Dann kam Janus zur Welt und er wurde, was er jetzt ist. Ein Kind mitten im Leben, zeitverzögert in seiner gesamten Entwicklung, doch sehr glücklich, freundlich, offen, musikalisch und voller Energie. Er wird si-

cher sprechen lernen, kann bestimmt auch in ein paar Jahren Fahrrad fahren und später findet er bestimmt eine Partnerin, bei der er seinen ganzen Charme versprühen darf. Wir möchten ihn nicht missen und hätten uns auch mit Bluttest für ihn entschieden.

Ich kann aber nicht leugnen, dass ich an manchen Tagen sehr schwarz sehe, es manchmal kaum ertragen kann, wenn Gleichaltrige auf dem Spielplatz mir Fragen zu meinem „Baby“ stellen, das ja noch nicht sprechen kann oder noch kein Laufrad fährt, Hilfe beim Schaukeln benötigt, nicht allein auf die Rutsche klettern kann. Dann gehe ich manchmal schneller nach Hause als ich eigentlich geplant hatte. In solchen Momenten will ich mich und auch Janus schützen. Ich bin mir sicher, dass er trotz geistiger Einschränkungen auch solche Zusammenhänge verstehen kann. In ein paar Jahren wird er anfangen, sich selbst zu befragen, warum er anders aussieht und weswegen er keine Kinder zeugen sollte. Warum sich möglicherweise attraktive junge Frauen nicht in ihn, sondern in andere Jungen verlieben, weswegen er nicht so viele coole Freunde hat. Wir und seine Geschwister werden dann nach guten Antworten suchen. Doch stellen sich ja auch vermeintlich gesunde Teenager solche Fragen und bedrängen die Eltern, weswegen das eine so und das andere so ist.

Eine Gesellschaft ohne Menschen mit Behinderung ist eine Fiktion. Was ist mit den Menschen, die z. B. mit einem Wolfsrachen oder mit einer starken Sehbeeinträchtigung geboren werden, Menschen, die von Geburt an Probleme mit der Haut oder dem Gehör haben. Die Entwicklungspotenziale dieser Menschen bedürfen immer einer besonderen Hingabe und Unterstützung. Eine Förderung der Sinne und Fähigkeiten zu entdecken, darum geht es, übrigens bei jedem von uns, egal ob behindert oder nicht.

Jeder sucht das vierblättrige Kleeblatt in der Hoffnung, damit eine extra Portion Glück zu bekommen. Die-

se besonderen Kleeblätter sind, ähnlich wie Menschen mit einer Trisomie, mit einem anderen Bauplan ausgestattet und selten zu finden. Und auch das habe ich erfahren dürfen, sie sind ein Grund zur Freude.

Die Hilfe, die man in Deutschland mit einem behinderten Kind erhalten kann, ist vielfältig. Es gibt Selbsthilfegruppen und Unterstützungen, Pflegegruppen, soziale Leistungen, Eingliederungshilfen und manches mehr. Die seelische Belastung ist immer

noch hoch. Doch viele Ängste wurzeln in Unwissenheit. Sowohl bei den betroffenen Eltern als auch bei den Menschen aus dem Umfeld. Diese Ängste verliert der Mensch nur, wenn er aufgeklärt ist. Deshalb sollten wir mehr aufklären und weniger aussortieren!



Janus mit 4 Jahren



Patenamt

In neuer Funktion

Jörg Machel /
Eigentlich hat das Patenamt seine Notwendigkeit verloren. Früher ging es noch darum, den Risiken des Lebens etwas entgegenzusetzen. Für den Fall, dass die Eltern sterben, sollte jemand da sein, der für das Kind sorgt. Heute gibt es ein soziales Netz, das die Kinder auffängt. Die Patenschaft am Taufbecken ist jedenfalls keine juristisch belastbare Qualifikation für einen Notfall.

Doch so gering der Rechtsstatus des Paten anzusetzen ist, so wichtig kann das Patenamt sein, wenn Eltern, Paten und Kinder es mit Leben füllen. Gerade in einer städtischen Kleinfamilie, bei der die Großeltern und andere Verwandte außer Reichweite sind, kann es ein Segen sein, wenn die Familie sich öffnet für Menschen von außen, damit sie in der Erziehung und Begleitung ihrer Kinder nicht allein dasteht.

Die große Katastrophe des frühen Todes ist glücklicherweise selten geworden in unserer Zeit. Andere Katastrophen aber haben durchaus Konjunktur. Da ist die hohe Zahl von Scheidungen. Immer mehr Ehepartner müssen ihrem Job in einer anderen Stadt nachgehen und kommen

nur am Wochenende nach Hause. Andere haben mit der Arbeitslosigkeit zu kämpfen. Diese wird oft auch für die Kinder zur materiellen und psychischen Belastung. All das sind Situationen, in denen die Paten eine ganz wichtige Funktion übernehmen können, je nach ihren persönlichen Begabungen und Möglichkeiten.

Doch auch dort, wo alles gut läuft, wo die Familie intakt ist und die „Katastrophen“ sich in Grenzen halten, gibt es wichtige Aufgaben für die Paten. Ganz klassisch gehört die religiöse Inspiration dazu. Denn mit der Religion verhält es sich nicht selten ähnlich wie mit der Sexualität. Auch die Religion ist ein sehr persönliches Thema und wenn es dran ist, dann ist der Gesprächsfaden zu den Eltern vielleicht gar nicht mehr so belastbar,

dass man sich darüber problemlos unterhalten kann. Wenn dann Paten da sind, die über ihren eigenen Glauben reden, sich befragen lassen, es aushalten, mit der Skepsis und dem Widerspruch der Jugendlichen gelassen umzugehen, kann das eine gute Hilfe sein, einen eigenen Standpunkt zu finden.

Damit eine Patenbeziehung sich gut entwickelt, braucht sie ein gutes Fundament. Von einem Elternpaar habe ich eine gute Idee übernommen, die ich gern an Eltern und Paten weitergebe: Statt dass die Paten sich zum Geburtstag und zu Weihnachten in die Menge der Schenkenden einreihen, nehmen die Paten den Tauftag, um ihren Patenkindern etwas Gutes zu tun, sie zu beschenken, gemeinsam etwas zu unternehmen oder sich in großer Runde mit der Familie zu versammeln.

Ja, ich bin überzeugt: Neu positioniert und an die heutigen Bedürfnisse angepasst, kann das Patenamt durchaus Bedeutung haben!

Feldhase

Auf der Flucht

Jörg Machel / Kaum jemand hat es bemerkt, aber der Hase droht auszusterben. Das, was wir durch die Parks und über die Wiesen hoppeln sehen, sind fast immer Kaninchen. Der Feldhase hingegen ist auf dem Rückzug.

Den Hasen unterscheidet übrigens mehr vom Kaninchen, als man auf den ersten Blick zu erkennen vermag. Während die Kaninchen nackt und blind zur Welt kommen, sind die neugeborenen Hasen Nestflüchter, mit Fell und offenen Augen. Hasen graben sich auch keine Erdbauten, sondern leben auf freiem Feld. Kaninchen verstecken sich, wenn es gefährlich wird. Hasen flüchten, schlagen Haken.

Mit seinem schnellen Reaktionsvermögen mag der Hase zwar dem Fuchs und dem Adler entkommen, der modernen Landwirtschaft entkommt er nicht. Die Großraumbewirtschaftung der Felder, der Einsatz von Chemikalien und die weggepflügten Feldraine haben ihm den Raum

genommen, den er zum Leben braucht.

Mit jeder Tierart, die ausstirbt, geht aber mehr verloren, als nur ein Teil des genetischen Codes. Eine ganze Welt von Bildern und Assoziationen geht verloren, die wir mit dieser Tierart verbinden. Das macht uns Menschen ärmer.

In den Fabeln wird dem Hasen meist die Rolle der ängstlichen Kreatur zugeschrieben. Wir sprechen vom Angsthasen oder vom Hasenfuß. Im „Physiologus“, einem frühchristlichen Buch zur Tiersymbolik, wird ihm deutlich mehr Wertschätzung zuteil:

„Der Physiologus sagt vom Hasen: dass er, wenn er gejagt wird, in die Felsen

flieht und den Berg hinauf und sich so rettet. Wenn er aber den Berg hinabläuft, kann er nicht rennen, weil seine Vorderläufe nur wie Stummel sind. Dann fasst ihn schnell der Hund, und deswegen sucht er den Weg bergauf. Der heilige Basilius hat gesagt: Such auch du, Mensch, den Felsen, wenn du verfolgt wirst vom bösen Hunde, dem Dämon, der Tag um Tag versucht, das Leben des Menschen in Besitz zu nehmen. Wenn er sieht, dass der Mensch bergab läuft und die irdischen und alltäglichen Dinge dieses Lebens im Herzen hat, dann kommt er ihm eifriger nach.“

Wenn der böse Verfolger aber erkennen muss, dass der Mensch dem Willen Gottes folgt und nicht den leichten Weg wählt, sondern bergan läuft, Richtung Himmel, dann gibt er auf.

Eine schöne Metapher, die das altchristliche Buch über den Hasen geprägt hat. Der Hase erscheint nicht als Feigling, sondern als kluger Vermeider, der einen Haken in die unerwartete Richtung schlägt, dorthin, wo ihn das Böse nicht mehr erreichen kann.



Verlust(angst)- meldung!

Ulrike Hofmann-Steinmetz / Wir ziehen um, ziehen aus und ziehen weg! Wir gehen unserem Zuhause verloren und bald wird es ernst. Unser Jüngster will nun ganz viel in der Stube sein, denn bald hat sie uns ja nicht mehr. Von Kreuzberg geht es Anfang Juli nach Niedersachsen, vom munteren Paul-Lincke-Ufer in ein ländliches Neubaugebiet. Statt Fernsehturm im Abendlicht eine Burg mit sanfter Hügelkette. Eine schöne große Wohnung, eine interessante neue Arbeit, gute Schulen für die Kinder und jede Menge frische Luft stehen auf der „Haben-Seite“. Kein Grund zum Klagen also.

Dennoch: Vierzehn Jahre Berlin gehen zur Neige. Unser Haus, die Straße, das Viertel, die Gemeinde sind unsere Heimat geworden. Hier haben wir zwei Kinder bekommen, zwei Bäume gepflanzt, Freunde gefunden, Taufen gefeiert, Konfirmationen geplant, getrauert, den Alltag mal mehr, mal weniger genossen und viel Schönes, aber auch manch Unerfreuliches erlebt. Von allem in Fülle, eine pralle Zeit. Verlieren wir das jetzt? Wie bewahren wir diesen Reichtum? Ich weiß: im Herzen aufheben! Und praktisch ist es auch. Dort braucht er den geringsten Stauraum. Das ist schon richtig, aber Erinnerungen verflüchtigen sich. Die Zeit heilt nicht nur Wunden, sie holt sich auch, was sie will.

Eigentlich waren wir Umzugsprofis: bis die Kinder kamen. Nun hängen wir an großen und kleinen Dingen, freuen uns über unsere schiefe Hecke, unverwüstlich wiederkehrende Tulpen, den vermoosten Garten-



zwerg. Das sind schöne Wegmarken der Erinnerung und untrügliche Zeichen, dass uns das Alter, die Sentimentalität und manchmal auch die Wehmut zusetzen. Verlustsorgen sind wie Störmeldungen, die man nicht still stellen kann.

Es liegen nun mehr Lebensjahre hinter uns als vor uns. Wird deshalb manches in der Betrachtung eher vergoldet? Aber die Heiterkeit (?) des Alters ist noch zu weit entfernt, mitten im Gewusel des Lebens bricht Vertrautheit weg. Das lässt sich nicht so leicht verdauen.

In einem ‚selbstgestalteten‘ Gottesdienst der Konfirmanden Anfang des Jahres ging es um den Neuanfang. Die Jugendlichen haben sich dazu Nachdenkliches, Lustiges oder Keckes ausgedacht. Besonders gut gefiel mir ein Mädchen, das kurz und bündig meinte: „Neuanfang – nur eine Uminterpretation des Alten!“ In meiner aktuellen Stimmungslage fand ich das nicht schlecht: Wird also doch nicht so viel verloren gehen beim nächsten Umzug? Können wir uns trösten mit: Weiter so, es ist noch alles da...?

Ganz bestimmt verlieren wird sich

aber der kurze Weg zum Gottesdienst. Er wird mir fehlen. Diese bunte Sonntagstruppe, alle sind besonders, alle eigenwillig, manche eigensinnig. Niemals ist es langweilig und immer geht es um das Ganze. Gott, geh uns nicht verloren; lass uns dir nicht verloren gehen.

„Bleibe bei mir, Herr, denn es will Abend werden“, lese ich immer morgens um halb sieben auf dem Weg zur Arbeit beim War-

ten an der Ampel. Bleibe bei mir, Herr, denn ich bin zu viel unterwegs, denke ich. Mit den Jahren wird es schwerer, neu zu siedeln. Skypen, simsens, ICE, das ist zwar schnell, aber all die Technik ersetzt kein normales Eingewobensein. Meine Freundin sagt: „Was soll das nur werden ohne euch?“ Ich sage: „Wenn wir kommen, feiern wir ein Fest.“

Das Ungewisse nagt. Hier gehen wir verloren, und niemand wartet dort auf uns. Am anderen Ort müssen wir uns schon selbst den neuen Platz verschaffen. Fürs Wurzeln wird die Zeit nicht reichen, denn dann steht vielleicht schon der nächste Wechsel bevor. Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne? Lieber Herr Hesse, Sie haben vielleicht nicht so oft neu anfangen müssen.

Im Gottesdienst der Konfirmanden haben wir gesungen: „...leben, das heißt wandern.“ Bald kommt der Möbelwagen. Ich freue mich auf den vorerst letzten Kreuzberger Frühling und nehme mir vor: Diese Sonnenstrahlen fange ich ein, sie gehen mir nicht verloren!

Glühwürmchen

Wie es leuchtet

Dietrich Sagert / Gibt es eigentlich noch Glühwürmchen? Wo sind sie hin? Glühwürmchen sind etwas sehr Besonderes. So besonders, dass man sich sein Leben lang daran erinnert, wenn man sie einmal gesehen hat. Und gesehen heißt in ihrem Falle: sie leuchten gesehen hat.

Biologen nennen die Glühwürmchen *lampyridae*, Leuchtkäfer oder auch Johanniskäfer. Sie senden biochemisch produzierte Lichtsignale aus, um ihrem Begehren nach Fortpflanzung Ausdruck zu verleihen. Mit begehrlischem kleinen Leuchten rufen sie einen entsprechenden Partner oder eine Partnerin herbei.

Eines Nachts im Jahre 1941 zogen in Italien feierlustige Studenten – unter ihnen Pier Paolo Pasolini – durch ein Waldstück und entdeckten Tausende von Glühwürmchen. Ihnen gleich tanzten sie mehr oder weniger nackt umher, als sie auf einem Hügel angelangt von Suchscheinwerfern ertappt und verfolgt wurden.

Pasolini erinnerte sich an Dante. Im 26. Gesang seiner Göttlichen Komödie hatte er von Glühwürmchen gelesen. Sie sind nicht Teil des großen Lichtes im Paradies, sondern finden sich in der Hölle wieder. Dort sind sie die brennenden Seelen der trügerischen Ratgeber, der zweifelhaften und perfiden Politiker in ihrer Verdammnis. In der faschistischen Diktatur des Jahres 1941 hatte Pasolini eine Umkehrung von großen und



kleinen Lichtern erkannt und jene zweifelhaften, perfiden Politiker aus Dantes Hölle an der Macht gesehen. Ihr infernales Leuchten fand er wieder in den Suchscheinwerfern von Armee und Polizei. In ihrem bedrohlichen Schein wurde er selbst zu einem tanzenden Wurm. Er hatte nur seine nackte Haut, um seinen Widerstand auszudrücken.

In den siebziger Jahren kam Pasolini auf diese Erfahrung zurück. Er fand keine Glühwürmchen mehr. Umweltverschmutzung und die Dauerbeleuchtung der Reklame hatten sie, seiner Meinung nach, vertrieben. Pasolini nahm es als Symptom: Die Konsumwelt zerstört nicht nur Glühwürmchen, sondern auch die Glüh-

würmchen-Menschen, also die widerständige Individualität der menschlichen Erfahrung und somit den Menschen selbst. Der Filmregisseur und Dichter ging so weit, im Konsumismus die Fratze einer neuen Diktatur zu erkennen.

Sind die Glühwürmchen wirklich verschwunden? Im Rom unserer Tage wollte der Philosoph Georges Didi-Huberman sich nicht abfinden mit der Diagnose von Pier Paolo Pasolini. Auf seinen Spuren machte er sich Jahre nach Pasolinis Tod auf die Suche nach Glühwürmchen. Und er fand sie. Bei genauerer Beobachtung fand er heraus, dass Glühwürmchen eben immer wieder verschwinden und unverhofft an anderen Orten wieder auftauchen: im Dunkeln schimmernd, nicht im grellen Licht. Sie fliehen vor den großen Scheinwerfern und erfinden andere Erscheinungsformen. Ihrem kleinen Leuchten müssen wir folgen – am Rand des Verschwindens, stets in Bewegung, im Dunkel der Nacht versteckt – wenn wir sie nicht verloren geben wollen. „Wir müssen also [...] selbst zu Glühwürmchen werden und dadurch von neuem eine Gemeinschaft bilden, eine Gemeinschaft des Begehrens, der gegenseitig zugesandten Schimmer, des Tanzes trotz allem, der Weitergabe des Denkens.“ (Georges Didi-Huberman, Überleben der Glühwürmchen, München 2012, S. 139)

Geburtshelferin

Das älteste Gewerbe am Ende?

Daniel Rühmkorf / In den vergangenen Monaten gingen sie auf die Straße. Tausende von Hebammen machten die Öffentlichkeit darauf aufmerksam, dass es ohne eine politische Hilfe schlecht um ihren Berufsstand bestellt ist. Die Hebammen in Deutschland fürchten darum, ihren Beruf nicht mehr ausüben zu können. Dramatische Erhöhungen ihrer Versicherungsprämien für die Berufshaftpflicht machen es ihnen nahezu unmöglich, selbstständig ihren Beruf auszuüben.

Eigentlich sind an den steigenden Versicherungsprämien nicht die Hebammen schuld: Von 650.000 Neugeborenen, die jährlich in Deutschland zur Welt kommen, sind zum Glück nur wenige bei der Geburt zum Beispiel durch Sauerstoffmangel geschädigt. Heute kann solchen Kindern geholfen werden. Sie überleben, sind aber teilweise auf lebenslange Hilfe angewiesen. Und das ist dann teuer: Der Bundesverband der Versicherungswirtschaft rechnet vor, dass bei den etwa 12 schweren Schadensfällen jährlich zwischen 100.000 und 2,5 Millionen Euro gezahlt werden müssen. Entsprechend finden sich nur noch wenige Versicherungen, die dann aber entsprechende Prämien aufrufen.

Zahlte eine Hebamme vor zehn Jahren noch 450 Euro im Jahr für die Versicherung, so müssen heute 4.200 Euro aufgebracht werden. Im Juli drohen die Beiträge auf über 5.000 Euro anzusteigen. Das allerdings geben die Honorare für die Hebammen nicht her. Nach eigenen Angaben erhalten sie schon heute nicht mehr als 8,50 Euro pro Stunde für ihre Arbeit – so

hoch soll einmal der gesetzliche Mindestlohn sein.

Hebammen haben in unserem Gesundheitssystem eine besondere Position: Während in allen anderen Bereichen erst einmal ein Arzt über die weitere Behandlung zu befinden hat, dürfen alle geburtshilflichen Tätigkeiten eigenständig von Hebammen angeboten und gegenüber den Krankenkassen abgerechnet werden. Ihre Leistungen

umfassen neben der Geburt die Geburtsvorbereitung, die Wochenbettpflege und die Beratung der Eltern in al-

len Fragen rund um den neuen Erdenbürger: Habe ich genug Milch? Was kann ich machen, wenn ich Schmerzen in der Brust habe und woher kommen diese? Kann ich meine Milch einfrieren? Trinkt das Kind genug? Warum schreit das Kind?

Sicher, manche dieser Fragen mögen banal erscheinen. Für junge Mütter und Väter ist es gut zu wissen, dass eine Hebamme sich neben ihren Wochenbettbesuchen um diese Probleme kümmert. Ohne sie wären viele Eltern ratlos und müssten die ohnehin übervollen Kinderarztpraxen bemühen.

Gerade in ländlichen Regionen wird es aber auch zunehmend schwerer, einen Kinderarzt zu finden. Hinzu kommt, dass es in vielen Krankenhäusern auf dem Lande keine gynäkologische Abteilung mehr gibt. Gebur-

ten werden trotzdem in den Kreißsälen durchgeführt – von Hebammen, die freiberuflich und selbstständig unkomplizierte Geburten leiten. Wenn aber der freiberuflichen Hebamme die finanzielle Grundlage entzogen wird, werden von den 21.000 Hebammen (nur 8.500 sind angestellt) viele ihren Beruf aufgeben müssen. Die geburtshilfliche Versorgung könnte dann nicht mehr zu Hause erfolgen.

Die Politik hat diese Proteste nicht unbeeindruckt gelassen. Der neue Bundesgesundheitsminister Hermann Gröhe hat im März im Bundestag versprochen, dass ihm die Lösung dieser Misere ein „persönliches Herzensanliegen“ sei. Auf ein Ergebnis der interministeriellen Arbeitsgruppe warten die Betroffenen bis heute. Opposition

und Hebammenverband haben einige Vorschläge unterbreitet, wie das Problem gelöst werden könnte: Zum einen sollten die Honorare deutlich angehoben werden, damit die Versicherungsprämien „eingepreist“ werden. Oder die Haftung, die pro Schaden bezahlt wird, könnte begrenzt und darüberhinausgehende Kosten von einem Fonds getragen werden. Es gibt also durchaus Möglichkeiten, um zu verhindern, dass Hebammen auf die Rote Liste der bedrohten Arten kommen.

In einem Gesundheitssystem, in dem die Krankenkassen mehr als 180 Milliarden Euro jährlich für Gesundheitsleistungen ausgeben, sollte die finanzielle Absicherung der Hebammen ein Leichtes sein. Es braucht nur etwas Mut und Gestaltungswillen, um hier Abhilfe zu schaffen.



Pflastersteine

Zu schade zum Werfen!

Silke Kettelhack / Eigentlich sind sie unscheinbar. So um die 5x5x5 cm; die meisten grau, Bernburger Kalkstein, manche aus tiefschwarzem Basalt. Mit ein wenig Glück entdeckt man 'Rogenkalk' aus winzigen Steinkügelchen oder die attraktiven gelblichen aus 'Plötzkyer' Sandstein, manchmal eine bunte Mischung, die das Stadtbild belebt, zusammengefügt zu mehr oder minder prunkvollen 'Freiraumbelägen', wie sich die Bepflasterung von Fußwegen offiziell nennt.

Kilometer um Kilometer begleiten die kleinen Steinwürfel massive Gra-



nitplatten, ehemals oft mit farblich abweichender Rand-'Bänderung', die häufig zum nächsten Hauseingang leiten. Auf dem kurzen Weg zur Haustür ließen manche Bauherren das Baujahr oder Zeichen ihrer sozialen Stellung in das Mosaikpflaster einlegen – Kreuze, Sterne und Wappen waren häufige Schmuckelemente.

Auch die 'öffentliche Hand' ließ so manchen Platz verzieren – wie den Maikäferplatz in Schöneberg mit Insekten und Blumen in der Bänderung.

Ein aufwändiges Handwerk, mit Füßen zu treten. Nur noch selten bietet sich die Gelegenheit, einem Steinsetzer zuzuschauen, wie er die kleinen Würfel verlegt: Auf dem Boden kniend greift er sich gekonnt den passenden Pflasterstein. Und breitflächig entsteht ein geordnetes Muster – der belastbare Steinboden unter unseren Füßen.

Selbst bei Nässe kaum rutschig. Einzelne Flächen können ohne großen Aufwand aufgenommen, wiederhergestellt oder erweitert werden. Besser als bei einer durchgehenden Fläche erreicht das Regenwasser den Untergrund; rasch trocknet die Oberfläche; Frost vermag den kleinen Steinen kaum etwas anzuhaben. Und wenn ein Baum seine Wurzeln ein wenig gen Himmel streckt, wird das den gepflasterten Boden meist nur geringfügig verschieben.

Fußwege bieten einen weiten Raum zur ästhetischen Gestaltung. Im 19. und 20. Jahrhundert war diese Bepflasterung die billigste Befestigung vor Beton, Asphalt oder Granitplatten. Doch es ging nicht nur um den Preis: „Derartige Beläge gewähren einen sehr freundlichen Anblick und sind geeignet, besonders durch ihre Verwendung auf Schmuckplätzen und breiteren städtischen Straßen sowie vor größeren öffentlichen Gebäuden, die Straßenfläche auf das vor-



Mosaikpflaster in Kleinglienicke

teilhafteste zu beleben“. Welch attraktiven Anblick boten schon die schlicht schuppenförmig angeordneten Flächen, oder Kinder von einem eingelegten Stern zum nächsten hoppersend oder die Bänderung in ihre Spiele einbeziehend. Auf großen gepflasterten Arealen markierten beispielsweise andersfarbige Ecksteinchen die Flächen für Marktstände (Klausener Platz). Mit ein wenig Suchen lassen sich noch immer Schmuckstücke dieser alten Kunst finden.

Bedauerlicherweise erweist sich in der heutigen Zeit selbst die 'einfache' Pflasterung als unwirtschaftlich; immer häufiger werden schadhafte Bereiche durch Pressbetonsteine ersetzt. Eine erfreuliche Ausnahme findet sich auf dem Bethlehemkirchplatz – da, wo die bunte Ballsulptur ins Auge fällt. Hier wurde mit mehrfarbigem Mosaikpflaster der Grundriss der im Krieg zerstörten Kirche nachempfunden. Schauen Sie doch einmal auf den Boden und freuen Sie sich.

Familiengrab

Im Tode vereint

Kirsten Wenzel / Bei unseren Streifzügen über die Friedhöfe bleiben wir besonders gern bei ihnen stehen: den prächtig dekorierten alten Mausoleen und Gräften, Grabstätten, die davon Zeugnis geben, wie wichtig es früher war, eine standesgemäße Ruhestätte zu besitzen. Das Grab als ein Zeichen des familiären Zusammenhalts, auch der Liebe. Doch, wenn man genauer schaut, stand noch mehr seine Funktion als Ort der Repräsentanz im Vordergrund. Selbstverständlich gehörten die Amtstitel der Verstorbenen, „Bundesbauoberrat“, „Regierungsdirektor“, „Geheimer Regierungsrat“, gut erkennbar als Inschriften dazu. Die Prächtigkeit des Grabs spiegelte die gesellschaftliche Bedeutung einer Familie wider, sie sorgte für Anerkennung, Bekanntheit, Präsenz, als es noch keine elektronischen Medien, kein Internet oder soziale Netzwerke gab.

Diese Funktion als Statussymbol hat das Grab verloren. Es ist keine Schande mehr, am Sterben zu sparen. Ein protziges Grab, sagt selbst der Steinmetz aus meiner Nachbarschaft, das passe einfach nicht mehr in unsere Zeit. Nichts sei doch schlimmer als ein dicker Stein, auf dem „für immer unvergessen“ stehe und der nach sechs Monaten von Unkraut überwuchert sei. Einfach verschwinden müsste man können, das höre er in den letzten Jahren sehr oft. Viele ältere Menschen wünschen sich vor allem eins: den Jüngeren nicht zur Last zu fallen. Die Kinder heute hätten doch so viel um die Ohren. Bloß nicht zur sozial-ökologischen Altlast mutieren. Dieses Denken sei längst so zum Mainstream geworden, wie es



Ein Familiengrab auf dem St.-Matthäus-Friedhof

früher einmal der Zwang zur standesgemäßen Beerdigung war.

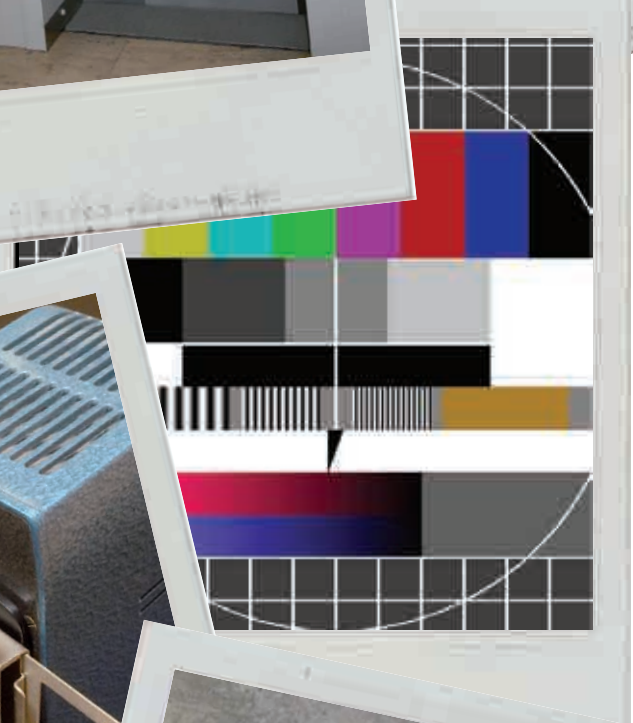
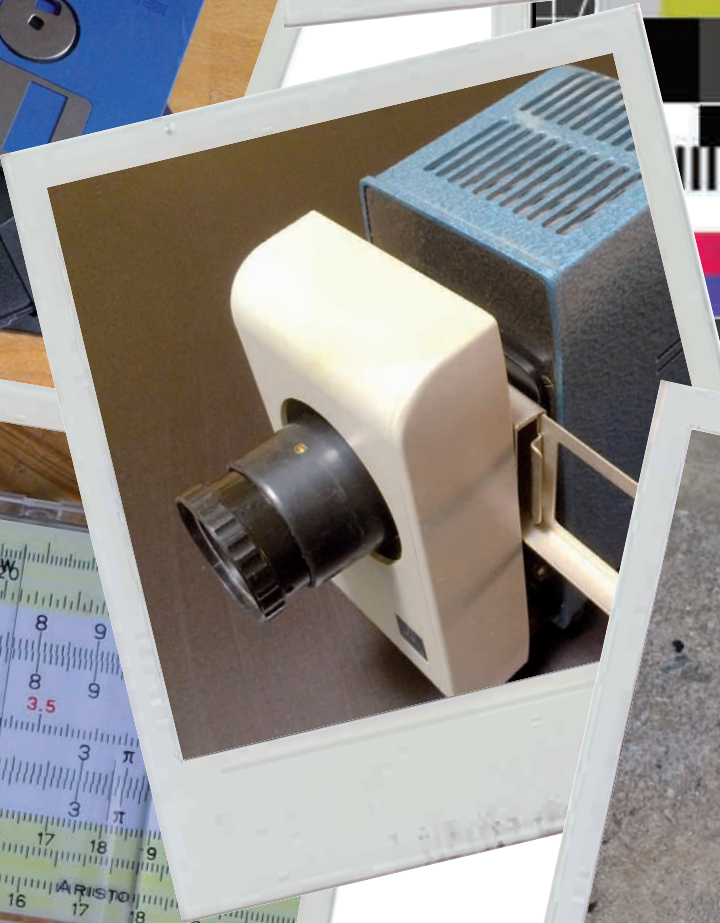
Ein Ort, an dem Angehörige über Generationen hinweg bestattet werden, das passt nicht mehr in unsere Zeit. Zu zerrissen, zu unübersichtlich sind die Biografien und Familienverhältnisse geworden. Gelegentlich planen zwar noch einmal ältere Herrschaften eine Familiengrabstätte, erzählt der Steinmetz, „doch nach zwanzig Jahren weiß von den Angehörigen in der Regel niemand mehr, was da mal besprochen wurde“. Oft wird behauptet, dass der Tod ein Tabu in unserer Gesellschaft sei. Ganz banal heißt das: Bei all der Geschäftigkeit gerät das Sterben und die Sorge darum oft einfach in Vergessenheit.

Manche sagen, der gesamte Friedhof sei inzwischen ein Auslaufmodell. Die Nachfrage nach klassischen Grabstellen sinkt. Und weil sich die Kosten für einen Friedhof dabei nicht automatisch reduzieren, steigen die Ge-

bühren für die, die übrig bleiben. Eine ungute Spirale dreht sich da um die offene Frage, wer das Kulturgut Friedhof zukünftig finanzieren soll. Sogar die unter Denkmalschutz stehenden Familiengrabstätten könnten Nachnutzer inzwischen gern übernehmen, vorausgesetzt, sie trügen auch die Kosten für eine fachgerechte Restaurierung. Doch das Interesse hält sich in Grenzen. Der Tod ist individuell geworden. Mein Tod (und mein Toter) gehört mir, oder nicht? Es gibt nicht wenige, die über den in Deutschland noch bestehenden Friedhofszwang schimpfen und nach – im übrigen längst bestehenden – Wegen suchen, die Urne ihres Liebsten ins Schrankfach zu stellen oder im eigenen

Garten beisetzen zu können. Andere bevorzugen die Seebestattung, das anonyme Grab oder lassen ihre Angehörigen im günstigeren Ausland beisetzen, gelegentliche Besucherbutterfahrt inklusive.

„Ich brauche keinen Grabstein, aber wenn ihr einen braucht“, heißt es bei Brecht, und der alte Norbert Elias schrieb: „Der Tod ist ein Problem der Lebenden“. Wohin mit der Liebe, der Erinnerung? Darüber sollten wir Kinder mehr mit unseren Eltern reden. Was braucht unser Herz? Ein Vorschlag: Ruhe, eine freundliche Inschrift, eine Blume, den Vogel, der uns mit seinem Gesang tröstet, vielleicht sogar ein Bänkchen, um beim geliebten Menschen Platz zu nehmen? Ich wünsche dem guten, alten Friedhof, dass er den Wandel der Bestattungskultur gut übersteht. Es wäre das Beste, was uns passieren kann.



Komplex- annahmestelle

Nur das Schild ist geblieben



Jörg Machel / Ich will an einen Begriff erinnern, der es in sich hat: „Komplexannahmestelle“. Hat man eine Gruppe von über Vierzigjährigen vor sich, kann man durch das Aussprechen dieses Wortes Ost- und West-Biografien klar unterscheiden. Die einen werden grinsen, die anderen werden die Stirn in Falten legen. Die Grinser kommen aus dem Osten.

In der DDR bezeichnete diese Wortschöpfung ein Geschäft für Reparaturen und Serviceleistungen jeglicher Art. Vom Föhn bis zum Toaster konnte man seine Elektrokleingeräte in der Komplexannahmestelle abgeben und reparieren lassen, hier brachte man die Laufmaschinen zum Stehen und bekämpfte den Fettfleck mit der chemischen Reinigung. Nur eines wurde man in der Komplexannahmestelle natürlich nicht los: seine Komplexe.

Deshalb wohl auch der skeptische Blick der Westler. Sie fragen sich, was sich hinter dem Wortungetüm verbergen könnte: Vielleicht das Werbekonzept einer alternativen Gruppenpraxis von Psychologen, Ärzten, Therapeuten?!

Ich mag dieses Wort. Es lädt so

herrlich zum Philosophieren ein. Gäbe es doch so etwas! Eine Stelle, an der man seine Komplexe loswerden könnte. Als die klassische Zeit der Komplexe gilt ja die Pubertät. Wenn Jungen und Mädchen sich in einem neuen Körper wiederfinden, wenn die Füße zu groß, die Arme zu lang sind und die Haut zu pickelig ist.

Doch auch in höherem Alter kann es einen erwischen, dass plötzlich nichts mehr passt. Die gewohnten Worte werden plötzlich missverstanden, die propagierten Werte erweisen sich als Worthülsen, die erarbeitete Position findet keine Anerkennung

mehr. Am Tag der Deutschen Einheit sollte diese spezielle „Komplexannahmestelle“ auf jeden Fall geöffnet sein. Und ich vermute, dass sich auch gut zwanzig Jahre nach der Wiedervereinigung ein paar Leute dort einfinden würden. Ich jedenfalls würde mich nicht genieren, dort einiges abzuladen.

Obwohl, ich hatte diesen Ort eigentlich schon früher. Für mich war die Kirche in der DDR immer ein guter Platz, um das loszuwerden, was mich beschwert hat. Wenn ich die offizielle Propaganda und die erlebte Wirklichkeit nicht zusammenbekam, konnte ich dort

mit Leuten reden und meinen Frust loswerden.

Und weil auch die heutige Zeit einem manchmal die Pickel im Gesicht sprießen läßt, weil die eigenen Werte und die gesellschaftliche Wirklichkeit auch im geeinten Deutschland nur schwer zusammenzubringen sind, halten wir unsere Kirche offen. Die Emmaus-Ölberg-Komplexannahmestelle: Damit man dort abladen kann, was einen beschwert, damit man Kraft schöpft, um sich für das einzusetzen, was anders werden muss.

Tischgebet

Die Stille vor dem Mahl

Kalle Mews / Mal so gesagt: Das Tischgebet hatte manchen Vorteil. Es sicherte den Schwächsten in der Großfamilie einen gerechten Anteil an der Mahlzeit, weil sich die Großen zurückhalten und wie alle anderen auf die Zuteilung der leckeren Stücke warten mussten – bis nach dem Gebet.

Alle falteten schön die Hände, man hatte alles andere im Sinn, oft genug den herrlichen Bratenduft. Aber der Großvater oder die Mutter sprachen erst das Dankgebet. Dann fasste man sich im Kreis bei der Hand und wünschte sich ‚gesegnete Mahlzeit‘. Jetzt erst konnte das Gezerre, das Zanken mit den üblichen Beteiligten losgehen. Nach dem Essen: ‚Danket dem Herrn, denn er ist freundlich‘ und so weiter. Man fragte sich, welchem Herrn? Denn da war das Blut schon aus dem Kopf und die theologische Erörterung unerwünscht. Man sprang auf, und war müde genug, sich milde murrend zum Spülen oder Abtrocknen kommandieren zu lassen! In jenen Kindertagen kam es auch mal zu einer in der Folge unangenehmen Einladung zu einem Mittagessen ins kinderreiche Pastorenhaus. Während das Essen dampfend in den Schalen auf dem Tisch stand, die ganze Familie und zwei ahnungslose Nachbarkinder sich hungrig dem ersten Bissen entgegensehnten, geriet des Hausherrn Mittagsdankgebet zu einer Abendmahlstirade allererster Güte, die sich wie eine Prüfung anfühlte. Wie lange halten die kleinen ahnungslosen Wesen aus, bis sie resigniert denken, das Essen ist nicht so



Danket dem Herrn

wichtig, Hauptsache, der liebe Gott ist bei mir. Was der liebe Gott sich dabei wohl gedacht haben mag? Es fuhr kein Blitz hernieder!

Friedlich konnte verjähren, was sich glücklicherweise nie wiederholte. Unserer Mutter wiederum war es zwischenzeitlich gelungen, den Alt Herren-Sermon abzulösen, indem sie mit ‚Komm, Herr Jesus sei unser Gast und segne, was Du uns aus Gnaden bescheret hast‘ eben diesen Herrn Jesus immer öfter zu uns an den Tisch einlud. Das stimmte mich wegen kurzbündiger Würze milde. Wenn der Gast auch nie erschien, so bestand immerhin jedes Mal die Aussicht, dass er sich zeigen könnte. Das wünschten wir vor allem unserer geplagten Mutter, die sich immer so viel Mühe machte, das Essen zeitig auf den Tisch zu bringen.

Es bedurfte aber doch noch jüngerer und unbefangenerer Erfahrung, um die Begegnung mit Jesus bei Tisch zu einer fröhlichen, heiteren Einstim-

mung gedeihen zu lassen. Das Händefalten und vertraute Raunen der um den Esstisch versammelten Familie barg wohl für meine klitzekleine, der Sprache noch nicht ganz mächtigen Nichte ein großes Geheimnis. Sie muss oft über die Worte ihres Opas gerätselt haben, wenn der sein ‚Vater segne dieses Essen, lass uns deiner nicht vergessen‘ sprach. Und eines Tages schließlich lüftete sie dieses Geheimnis für sich, und befreite uns mit einem Schlag vom protestantisch verkrampften, hilflosen Ernst unseres Tischgebets. Die Familie saß um den Tisch, da bat unsere Kleinste, das Gebet sprechen zu dürfen. Gespannt taten wir ihr nach, falteten die Hände und lauschten, innerlich vor Vergnügen quietschend, ihrem innigen Gebet: ‚Gardasee, Gardasee, Gardasee. Amen.‘ Ihre Eltern waren gerade mit ihr von einem Urlaub am Gardasee zurückgekommen. Seitdem zauberte sich zu solcher Gelegenheit auch gerne mal ein kleines Schmunzeln ins Gebet.

Es ist nur ein kurzer Augenblick des Verweilens, ein Abwarten. Der andere Tag ist ausgeblendet, um eine Mahlzeit miteinander oder auch für sich allein genießen zu können. Und vielleicht kommt sogar noch ein Gast, vielleicht müssen wir nochmal teilen, etwas abgeben von dem, was wir uns zugemessen haben. Das Tischgebet dazu geriet nie zur Geisterbeschwörung und entfaltete keine magischen Kräfte, und kein Teller wurde davon voller.

Sein Geheimnis liegt noch heute für mich im stillen Lob des Lebens – in diesem Moment.

Schreibmaschine

Zwei Liebeserklärungen

Jens-Uwe Krüger / Stadtführung in Seattle 2010. Wir stehen vor dem Smith-Tower, einem immer noch imposanten Wolkenkratzer. „Dieses Gebäude wurde 1914 von einem großen Schreibmaschinen-Hersteller erbaut“, erklärt die Reiseführerin. Sie bemerkt ein kleines Mädchen in der Gruppe – vielleicht sechs oder sieben Jahre alt. „Weißt Du, was das ist: eine Schreibmaschine?“ Das Mädchen schüttelt den Kopf.

Was in meiner Kindheit noch zu den Besonderheiten im Haushalt gehörte, kennen Kinder im Zeitalter des Computers kaum mehr. Als ich klein war, übte die mechanische Reiseschreibmaschine meiner Eltern eine große Faszination aus.

Aus meiner Jugend- und Studenzeit ist die Schreibmaschine nicht wegzudenken. Mit ihr wurden Seminararbeiten und die Examenshausrarbeit getippt. In meinem Berufsalltag war dieses Gerät bis in die 1990er Jahre allgegenwärtig. Inzwischen benutzte ich keine mechanische Schreibmaschine mehr. Nach einer Übergangszeit mit einer elektrischen Maschine war der Gipfel dieser Technologie ein Gerät mit Speicherkarte und Korrekturfunktionen!

Dann kam der Computer. Am Anfang hatte es noch den Anschein, als könnten die elektronischen Schreibmaschinen als Ausgabegerät durchaus versöhnlich mit ihm zusammenleben, aber immer bessere und erschwingliche Drucker machten der alten Schreibmaschine den Garaus.

Zugegeben: Mit Computer und Drucker geht alles leichter und schneller; auch werden ganz andere Ergebnisse erzielt. Dennoch berührt es mich, wenn ich etwa im Brecht-Haus in der Chausseestraße des Meisters Reisemaschine von Olivetti sehe.



Auf dem Trödel habe ich mir vor ein paar Jahren noch einmal eine mechanische Maschine zugelegt. Gelegentlich benutze ich sie. Wie stark die Tasten gedrückt werden müssen! Da ist noch echte Muskelkraft vonnöten. Und wenn ich zu schnell zwei Tasten hintereinander anschlage, verheddern sich die Typen.

Dass ich sie so selten einsetze, hat vor allem einen Grund: Ich will das Farbband schonen, denn ein neues werde ich nicht mehr bekommen. Zusammen mit der Schreibmaschine sind die Farbbänder verschwunden. Es braucht schon Enthusiasmus, sein geliebtes altes Schreibgerät am Laufen zu halten. Ein solcher Enthusiast ist übrigens der Schriftsteller Paul Auster, der alle seine Texte auf einer Olympia-Reiseschreibmaschine von Anfang der 1960er Jahre schreibt. Als ihm um die Jahrtausendwende klar wurde, dass es für die Farbbänder über kurz oder lang ein Nachschubproblem geben würde, hat er seinen Schreibwarenhändler in Brooklyn beauftragt, ihm 50 Farbbänder zu besorgen, um bis an sein Lebensende versorgt zu sein.

Jörg Machel / Ich hatte die Zulassung zum Theologiestudium gerade in der Tasche, doch bis zum Semesterbeginn war noch etwas Zeit, und ich nutzte sie, um mir auf der Schreibmaschine meines Vaters das Zehnfingersystem einzuprägen. Ich war erstaunt, wie gut ich damit zurecht kam, und ich fürchtete schon die Zeit, in der mein Vater seine Maschine zurückfordern würde.

Da lernte ich Josef kennen. Obwohl diese Formulierung eigentlich übertrieben ist. Ich traf ihn nur ein einziges Mal bei Freunden. Josef wollte katholischer Priester werden und hatte sein Studium gerade abgeschlossen. Wir sprachen darüber, was er hinter sich und ich vor mir hatte, und ich schwärmte von meinen Erfahrungen als Autodidakt auf der geborgten Schreibmaschine.

Als ich wieder einmal bei diesen Freunden auftauchte, stand dort eine Reiseschreibmaschine aus den zwanziger Jahren. Josef hatte sie für mich abgegeben. Als ich wissen wollte, was er dafür haben wollte, erzählten die Freunde: „Josef hat das gute Stück auf ganz ähnliche Weise bekommen. Bekannte haben sie ihm zu Beginn seines Studiums geschenkt. Es ist eben eine echte Reise-Schreibmaschine, die jetzt bei dir ihren Zwischenstopp macht“, meinten die Freunde. Ich war gerührt und begeistert.

Ich habe das gute alte Stück noch immer und habe den Pakt damit eigentlich gebrochen. Doch als ich mit dem Studium fertig war, gab es keinen Abnehmer für das museale Relikt. Die Schreibmaschine hatte sich überlebt, der Computer war an ihre Stelle getreten. Und doch sehe ich mich weiter in der Kette, in die mich Josef hineingenommen hat. Josef war beschenkt worden und er hat weitergegeben. Jetzt bin ich dran!



Mietwohnung

Biblisch wohnen



Jörg Machel / Die Immobilienseiten in den Wochenendausgaben der großen Zeitungen sehen heute anders aus als vor dreißig Jahren. Würden damals vor allem Mieter gesucht, so stehen heute viele Wohnungen zum Verkauf. Die Politiker loben diesen Trend. Menschen schaffen sich Eigentum und damit Sicherheit für eine ungewisse Zukunft. Das wird vom Staat gefördert und die Banken freuen sich über diese Einnahmequelle.

Ich selbst hänge an dem Modell Mietwohnung. Obwohl ich seit langem in derselben Wohnung lebe, finde ich die Vorstellung wunderbar, umziehen zu können, die Sachen zu packen und mich irgendwo neu anzusiedeln. Allein die Möglichkeit, mich ohne großen Aufwand und besonderes Risiko irgendwo anders einmieten zu können, bedeutet Freiheit für mich.

Von meinem Freund Gerhard haben sich ein halbes Dutzend Adressen angesammelt, seit ich ihn Anfang der achtziger Jahre kennenlernte. Ich hätte sie natürlich löschen können, aber da ich mit jeder Anschrift nette Erinnerungen verbinde, bleiben sie ge-

speichert. Zuerst war er Zwischenmieter bei einem Freund, der gerade im Ausland lebte. Dann lockte ihn die Nähe zu einer Kollegin, mit der er über viele Projekte verbunden war. Weil der Preis aber zu hoch war, zog er bald um. Die nächste Wohnung war billig, doch sie war zu laut. Und wieder packte er die Koffer. Jetzt ging es für ein paar Jahre in die Schweiz. Das Land war schön, die Natur war schön, aber Berlin war viel zu weit weg. Zurück in der Metropole, zog er in eine WG, um dann doch wieder die eigenen vier Wände anzumieten. Noch geht es ihm gut dort, aber ich bin froh, dass mein elektronisches Adressbuch beliebig erweiterbar ist.

Kaufimmobilie und Mietwohnung unterscheiden sich nicht einfach nur im Preis. Damit verbinden sich Lebenskonzepte – und womöglich sogar verschiedene Menschenbilder.

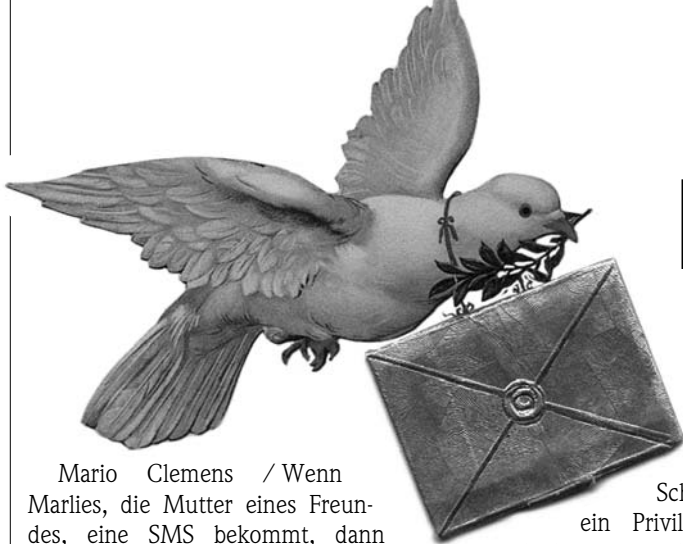
Vielleicht ist es ein wenig so wie der Unterschied zwischen dem Zelt, in dem das alte Volk Israel seinen

Gott auf den Wanderungen durch die Wüste verehrte, und den großen Kirchen, in denen wir heute unseren Glauben pflegen – an einem festen Ort.

Doch beide Religionen, Judentum und Christentum, haben sich ursprünglich unter freiem Himmel gebildet. Die Flucht aus Ägypten und der Zug durch die Wüste sind die Grunderfahrungen Israels mit seinem Gott. Das ständige Unterwegssein mit Jesus gehört zu den prägenden Erfahrungen der Jesusjünger, das Meiste geschieht draußen auf ihren gemeinsamen Wegen.

Jesus sagt von sich, dass er keinen festen Ort hat, wo er sein Haupt hinlegen kann. Er sagt dies nicht, um zu klagen. Er beschreibt damit, dass das Leben des Menschen auf dieser Erde immer bedeutet, ein wenig heimatlos zu sein.

Also: Die Wohnform des Christen ist die Mietwohnung, selbst wenn er sie gekauft haben sollte.



Postbrief

Langsam und langlebig

Mario Clemens / Wenn Marlies, die Mutter eines Freundes, eine SMS bekommt, dann kocht sie sich einen guten italienischen Espresso und setzt sich auf ihr Sofa neben dem geschmackvollen Glastisch mit der antiken Stehlampe. Sie macht es sich gemütlich und liest ihr „Briefchen“. Vertreterinnen und Vertreter meiner Generation können Marlies nur beneiden. Würden wir mit den eingehenden Facebook-, WhatsApp- und E-Mail-Nachrichten, die im Minutentakt auf unseren Smartphones eingehen, ähnlich verfahren, würden wir reihenweise an Koffeinvergiftung sterben. Wenn es also einen Grund geben sollte, das Aussterben des Privatbriefes zu bedauern, läge dieser sicher eher in einer verlorengegangenen Lebensart als im Rückgang schriftlicher Kommunikation. Denn auch heute, und heute sogar mehr als jemals zuvor, kommunizieren wir über das Medium der Schrift. Die Sorge um den Niedergang des geschriebenen Wortes ist unberechtigt, wenn die Art zu schreiben sich auch wandeln mag. Der Niedergang des handgeschriebenen Briefes ist dagegen höchst real.

Heute finden sich in der Hauspost fast ausschließlich Werbebroschüren und Rechnungen. Handgeschriebene Briefe, in deren Erwartung der Gang zum Briefkasten eine Freude war, sind dagegen selten geworden. Laut Deutscher Post gehen nur noch 7 Prozent der Briefe von Privatperson zu Privatperson, vor wenigen Jahren waren es noch 10 Prozent und davor lange Zeit noch einmal deutlich mehr. Gleichzeitig haben sich die Möglichkeiten, mit anderen zu kommunizieren und sich selbst mitzuteilen, vervielfältigt. Und während im 18. Jahrhundert, als dem „Jahrhundert

des Briefes“, das Schreiben noch ein Privileg der Oberschicht war, verfügt in unseren Breiten heute fast jeder über einen eigenen und kostenlosen E-Mail-Account.

Haben wir letztlich also gar keinen Grund, das allmähliche Aussterben des Briefes zu bedauern? Aus einem bestimmten Blickwinkel erscheint die Forderung, den Brief unter Artenschutz zu stellen, geradezu absurd. Immerhin steht es jedem frei, Briefe zu schreiben. Daran ändert auch die Portoerhöhung nichts, zu der sich die Post nach 15 Jahren Preisstabilität genötigt sah; eigenen Angaben zufolge nicht zuletzt wegen der rückläufigen Nachfrage im Privatkundenbereich. Wenn die Menschen immer weniger von dieser Möglichkeit Gebrauch machen, kann das demnach als Zeichen dafür gesehen werden, dass die Funktion, die der Brief einst erfüllte, heute auf anderem Wege und vermutlich besser erfüllt wird. Briefe kosten Geld, es kostet Mühe, sie zu schreiben, und wenn sie auf längeren Strecken überhaupt ankommen, dann meist erst nach Tagen. Für mich greift diese Erklärung allerdings zu kurz. Denn die Funktion des Briefes geht eben nicht in den neuen Medien auf, die dabei sind ihn aus seiner angestammten Nische zu verdrängen.

Ich habe erst spät Lesen und Schreiben gelernt. Um mich zu motivieren, hat meine Mutter mit mir Briefe an Freunde geschrieben. Anfangs habe ich es als Qual empfunden, doch nach einigen Tagen kamen die Antworten, und die Umschläge waren wie kleine Geschenke, auf denen mein Name stand. Als ich später zu einem Freiwilligendienst in England war, habe ich den einen freien

Tag in der Woche stets dazu genutzt, Briefe zu schreiben. Ich habe so viele geschrieben, dass ich nach einem Jahr mit zwei Jutebeuteln voll Antwortschreiben zurück nach Deutschland gereist bin. In dieser Zeit habe ich entdeckt, dass Schreiben selbst genauso ein Geschenk ist, wie es die Antworten sind.

Das Haptische, das Sinnliche, ja das Umständliche, das den Briefwechsel im Vergleich zur E-Mailkorrespondenz auszeichnet, sorgt für eine Konzentration und Entschleunigung. Für mich war das Briefeschreiben immer eine Mischung aus Selbstergründung, Selbstentwurf und Austausch. Insofern war der Brief für mich immer sehr dicht am Tagebuch, nur dass ich mich und die Welt eben in dem Bewusstsein entwerfen konnte, dass jemand anderes diesen Entwurf bejaht, in Frage stellt oder einen Gegenentwurf zurückschickt. Gerade in Zeiten, in denen ich mich nicht eins mit mir fühlte, half es mir, einen Brief zu schreiben. Dank der Erzählform gelangte ich immer zu einer schlüssigen Geschichte meiner selbst.

Heute verbringe ich so viel Zeit mit dem Verfassen von E-Mails, dass ich kaum noch die Muße habe, am Abend oder zwischendurch auch noch einen Brief zu schreiben. Wenn ich mich aber doch einmal dazu durchringe, dann schalte ich den Computer aus und lausche neugierig auf das, was erzählt werden möchte. Und wenn ich nach einigen Tagen unverhofft eine Antwort im Postkasten finde, dann koche ich mir erst mal einen guten Kaffee, justiere das warme Licht der Leselampe neben meinem Sessel und öffne behutsam den Umschlag.

Blechbläser

Der Posaunenchor von Emmaus wird 90 Jahre alt

Tobias Richtsteig /

Intonation | Es muss eine der ersten Paternoster-Ausgaben gewesen sein, die ich in der Hand hielt. Und die mich gleich überzeugte: mit einem Artikel über die positive Wirkung der Musik – besonders des eigenen, praktischen Musizierens – auf Körper und Geist. Das meiste davon war mir schon bekannt: Wie zum Beispiel Albert Einstein seine physikalische Kreativität privat mit Geigenspiel trainierte, oder dass das Zusammenspiel in Chören, Bands und Orchestern das Sozialverhalten schult; aber hier stand das alles noch einmal fundiert und gut aufbereitet zu lesen. Noch dazu war der Artikel mit dem Bild einer Tuba illustriert: ein Instrument, das ich schon lange bewundere.

Schließlich habe ich als Kind selbst ein Blech-

blasinstrument gelernt, allerdings „nur“ die Trompete, die kleinste Verwandte des klangvollen Tiefbasses. Jetzt eine Lobrede auf die Musik zu finden, bebildert mit dem großen Traum-Instrument, und das ausgerechnet im Blatt jener Kirche, deren Turm ich aus dem Fenster sehen kann – das gab mir einen Ruck. Endlich wieder selbst Musik machen! Und wie? Das lag quasi auf der Hand. Seit ich nach Kreuzberg gezogen war, wusste ich: In Emmaus, da gibt es einen Posaunenchor. Aber erst jetzt nahm ich den Mut zusammen, meine alte Trompete wieder herauszukra-

men und – wie es die Website der Kirche empfiehlt – einfach mal zur Probe des Chores zu erscheinen. Mir war etwas mulmig zumute, aber nicht lange: Es kamen noch Töne aus meinem Instrument, und der Posaunenchor hatte nicht nur ein überraschend hohes Spielniveau, sondern nach dem gemeinsamen Musizieren setzte man sich auch noch im Kirchen-Café zusammen, um sich über das aktuelle Weltgeschehen und alte Geschichten aus Kreuzberg auszutau-

saunenchor«. Damit ist er das zweitälteste Ensemble seiner Art in Berlin. Und, wie ein Blick in die Chroniken zeigt: eine Institution des Emmaus-Gemeindelebens.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war Kreuzberg ein dicht bewohnter Arbeiterbezirk: Die Kirche lag mitten im belebten Viertel um den Görlitzer Bahnhof und zählte zeitweise 70.000 Kirchenglieder. In den meisten Familien arbeiteten auch damals die Frauen mit, um den Lebensunterhalt zu sichern.

Umso wichtiger war die Kinder- und Jugendarbeit, die Emmaus organisierte: von der Kleinkinderbewahranstalt bis zum Jünglings- bzw. Jungmännerverein, den damals der charismatische Pfarrer Freybe leitete und aus dessen Reihen 1924 der Posaunenchor Emmaus gegründet wurde, unter der Leitung von Otto Erfurth, Stabshor-

nist a. D. Damit war eine weitreichende Richtungsentscheidung getroffen: Schon bald waren die Blechbläser aus Emmaus auch bei den Treffen des „Jungmännerverbandes Großberlin“ als Kapelle gefragt, denn einschlägig geschult und mit Noten versehen, konnten sie kompetent auch Märsche und Tänze spielen – die populäre Musik jener Jahre eben.

Zwischenspiel | Die Idee, einen Posaunenchor als Form kirchlicher Jugendarbeit einzusetzen, war übrigens damals schon nicht mehr neu. In der Bielefelder Region hatten schon Mitte



Emmaus Posaunen-Chor 1928

schon. Jahrzehnte war es her, dass ich meinen ehemaligen Posaunenchor verlassen hatte. Und hier bot sich eine neue Heimat.

Bläasersatz | Das ist jetzt schon ein paar Jahre her – und noch immer gehöre ich zu den jüngsten Mitgliedern im Posaunenchor. Einer der Ältesten feiert dieses Jahr nicht nur seinen 84. Geburtstag, sondern auch 65 Jahre höchst aktiver Zugehörigkeit zum Emmaus-Posaunenchor. Aber das ist nur das „kleinere“ Jubiläum in diesem Jahr, das große feiert der Chor selbst: »Neunzig Jahre Emmaus-Po-

Musiker stoßen seit 50 Jahren ins Horn

Posaunenchor wurde 1924 gegründet

Grund zum Feiern hatte in diesen dem damaligen Jugendpfarrer Her-Tagen die evangelische Kreuzberger Emmaus-Kirchengemeinde: Ihr Posaunenchor besteht nämlich seit einem halben Jahrhundert. 1924 wurde er von dem damaligen Jugendpfarrer Hermann Freybe mit sieben jungen Männern gegründet. Heute gehören ihm 19 Mitglieder zwischen 30 und 64 Jahren an. Die Jugendlichen fehlen.

„Unsere Hauptarbeit liegt natürlich auf dem Gebiet der Kirchenmusik“, informierte gestern Oskar Jahn (61), der den Chor nicht nur managt, sondern auch das zweite Tenorhorn bläst. Einen Jubeltag hatte auch Kurt Kinder, Bläser des ersten Tenorhornes und ältestes Chormitglied: Er gehört bereits 49 Jahre dazu.

Geleitet wird der Chor seit 1956 von dem Dirigenten Karl Reichhardt (88). Er sorgte mit dafür, daß der Posaunenchor zu einem festen

Bestandteil der Emmaus-Kirchengemeinde wurde. Der Chor umrahmt nicht nur die Feiertagsgottesdienste, sondern tritt auch bei Gemein-

Kreuzberg

defesten, Dampferfahrten und beim Blasen am Buß- und Bettag und am Ewigkeitssonntag auf dem Kirchhof in Aktion.

„In einer Zeit, in der nur ganz wenige Kirchengemeinden einen eigenen Posaunenchor haben, sind wir natürlich froh, daß es unseren Emmaus-Chor immer noch gibt“, meinte Pfarrer Gert Wettig. In Kreuzberg gäbe es

außer diesem nur noch einen Posaunenchor der Stadtmission. Froh ist Pfarrer Wettig besonders darüber, daß nicht nur alle Choräle geblasen werden, sondern auch neue Kirchenlieder.

Beliebt sind beim Kreuzberger Posaunenchor seit einiger Zeit auch eigene Konzerte mit fröhlichen Weisen. Ehrensache, daß dazu bei Kaffee und Kuchen die Mitglieder der Emmaus-Kirchengemeinde und der Nachbargemeinden eingeladen werden. Bei solchen Konzerten wird der Posaunenchor durch Bläser des befreundeten Britzer Bläserchesters verstärkt. Eine Sorge gibt es allerdings auch hier: Dem Verein fehlt Nachwuchs.

J.-E. Reick

Gasheizungen

schon ab 3500,-
Peter Mentzel
Heizung und Sanitär
Befin 42, Kolonnenstraße 34
Telefon: 781 10 91

des 19. Jahrhunderts Pfarrer Kuhlo und sein Sohn Johannes (der bald „der Posaunengeneral“ genannt wurde) die Tradition solcher Bläser-Ensembles ins Leben gerufen – und entscheidend geprägt: von der Herausgabe des ersten Posaunenchoralbuches (bis heute in unserem Notenschrank) bis zur Entwicklung und Vermarktung des so genannten „Kuhlo-Horns“, das einen charakteristischen weichen Klang besaß, leicht spielbar und vor allem in Serienfertigung zum günstigen Preis von nur 20 Reichsmark zu bekommen war. Zum „Posaunenchor“ gehören also beileibe nicht nur Posaunen – aber Kuhlo knüpfte

hier geschickt an Martin Luther an, der fast jedes Blasinstrument in seiner Bibel als „Posaune“ übersetzte, auch wenn vor Jericho sicher kein Posaunenchor im Einsatz war. Andererseits: Trompeten und Posaunen sind recht leicht zu lernende Instrumente. Das Wichtigste ist, sie regelmäßig zu spielen, und das macht einfach in der Gruppe viel mehr Spaß, als allein. Mit ihrer „angeborenen“ Lautstärke sind Blechbläser sowohl für den Einsatz in Kirchenschiffen als auch für Großveranstaltungen an der frischen Luft hervorragend dazu geeignet, Erfolgserlebnisse zu schaffen, die die beteiligten »Jungmänner« zu stolzen »Bläserchören« zusammenschweißen.

Bläasersatz 2 | Der »Posaunenchor des Jungmännervereins von Emmaus« war aber auch zur Begleitung von Feiern und Veranstaltungen aller Art in Kreuzberg gefragt. Dazu veranstaltete man eigene Konzerte: in der „Musik-Kirche“ auf dem Lausitzer Platz, aber auch im Bethanien oder auch in „Irmers Festsälen am Treptower Park“ – hier wurde das Programm sogar noch durch einen kur-

zen Schwank aufgelockert. 1927 übernahm Georg Katsch die Leitung, der Chor blühte weiter auf – das älteste bekannte Foto des Chores von 1928 zeigt über vierzig Bläser. Doch es dauerte nicht mehr lange und die jungen Männer wurden in den Krieg eingezogen. Als 1942 auch der Chorleiter Katsch starb, löste sich der kleine Restchor nach dem letzten Choral am Grab auf. Schon drei Jahre später fanden sich nach Kriegsende einige überlebende Bläser wieder zusammen – und bald konnten sie auch einige „Jünglinge“ der Gemeinde als Verstärkung dazu gewinnen, zwei davon sind jetzt schon seit 68 bzw. 65 Jahren dabei.

Im November 1950 war der Posaunenchor wieder stark genug für ein erstes Konzert, bis zum Beginn des neuen Jahrtausends gab es mindestens eines im Jahr. Dazu gehörte ein breites Repertoire: Das reichte von J. S. Bach bis Paul Lincke und auch Polkas und Märsche blieben unter der Leitung von Karl Reichhardt, der dem Chor nun einundzwanzig Jahre lang vorstand, im Programm. Und endlich wurden auch die ersten

Frauen im Chor begrüßt, der einstige »Jungmännerverein« war in eine neue Ära eingetreten.

So gab Reichhardt schließlich 91-jährig den Dirigentenstab im Kreis des Chores weiter an Juliane Schnell, die kurz zuvor als studierte Kirchenmusikerin zum Chor gestoßen war, um in der Trompetenpraxis zu bleiben. Jetzt erweiterte sich das Repertoire: Mozart, Schumann und Händel standen auf den Konzert-Programmen, später erste Spirituals, sogar swingend-jazzige Stücke. Und nach wie vor blieb der Chor mit vielfältigen Einsätzen präsent: in Gottesdiensten, bei den legendären Schifffahrten der Gemeinde auf dem Landwehrkanal und beim Cho-

ralblasen zum Ewigkeitssonntag auf dem Emmaus-Kirchhof. Die Chorleitung übernahmen im Lauf dieser aktiven Jahre – etwa alle sechs Monate gab es ein Chorkonzert, die gemeinsamen Chorfahrten führten bis weit nach West-Deutschland – verschiedene Bläser im internen Wechsel: 1982 der Posaunist Wolfgang Becker, 1996 Stefan Küpper, 2009 Jakob Riedel. Vor fünf Jahren erhielt der Posaunenchor zusätzlich wieder einen Profi für die musikalische Leitung, seither hebt der Berufstrompeter Kiichi Yotsumoto in kompromissloser Probenarbeit das musikalische Niveau mit hörbaren Erfolgen beständig an.

Coda – kein Finale | Wenn der Posaunenchor Emmaus jetzt sein 90-jähriges Jubiläum feiert, dann geht natürlich ein dankbarer Blick zurück. Die lange Geschichte ist ja hier nur kurz skizziert worden. Mehr als 300 Jahre aktive Bläserarbeit in Emmaus sind in der aktuellen Besetzung versammelt! Immer wieder ist der Posaunenchor in den Gottesdiensten zu hören, nicht nur an Feiertagen wie Ostern, Erntedank oder Weihnachten.

Posaunenchor des Jungmänner-Vereins von Emmaus

GROSSES EXTRAKONZERT

zum Besten der Jugendpflege. · Leitung: Georg Katsch

Am Sonntag, dem 7. Mai 1933, nachm. 5 Uhr,
in Irmers Festsälen, Am Treptower Park.

VORTRAGSFOLGE

I. TEIL

1. Marsch aus „Josua“ von Händel arr. Joh. Masberg
Während des Umzuges mit der Bundeslade um Jericho
2. Gebet für das Vaterland: Hör uns! Gott, Herr der Welt, dem sich
alles beuget.
3. Begrüßung der Gäste durch den Leiter der Veranstaltung
4. Marsch des I. Batl. Garde 1806, Armeemarsch Nr. 7
5. Ouvertüre zur Oprtt. „König Mydas“ R. Eilenberg
6. Rosenlieder: a) Monatsrose, b) Wilde Rose Phil. zu Eulenburg
7. Der Vogelhändler, Potpourri Carl Zeller
8. Admiral Stosch, Marsch C. Latann

II. TEIL

9. Die letzte Rettung. Schwank in 1 Akt Siegf. Philipp

PERSONEN:

Frau Karoline Pfeffer	Zimmervermieterin
Erna	ihre Nichte
Theobald Steffen	frühere Studenten
Arthur Pech	
Jeremias Stroberger	Theobalds Oheim
Anna	Dienstmädchen bei Karoline
Fritz	Schusterjunge

Ort der Handlung: Berlin, im Hause d. Frau Pfeffer
Zeit: Gegenwart

III. TEIL

10. Frühlingsfest-Polonaise Hofmann
11. Ein Rheinlieder-Potpourri Hans Sieg
12. Bastelbinder-Walzer Franz Lehár
13. Romanze Tschaikowski
14. Jung Emmaus, Marsch G. Katsch

Nach dem Konzert gemütliches Beisammensein.

Dieses Programm berechtigt zum Eintritt.

Änderungen vorbehalten.

Eintritt: RM 0,50

Wilhelm Vogt, SO 36, Skalitzer Str. 75

441

441

Nachspiel | In jedem Chor geht es darum, gemeinsam Musik zu machen. Wenn sich zwei oder mehr Chöre treffen, kann dabei sogar noch mehr Musik entstehen. Der Posaunenchor Emmaus ist stolz darauf, zu den ersten seiner Art in Berlin zu zählen, und froh darüber, in neunzig Jahren nicht der einzige geblieben zu sein. Rund zehn Posaunenchor arbeiten im Kirchenkreis Berlin Stadtmitte zusammen und laden am 31. Oktober zu einem gemeinsamen Bläser-Konzert ein, mit Musik von Barock bis Pop. Das Konzert findet bei uns in Emmaus statt. Wir freuen uns auf Sie.

Der Posaunenchor Emmaus probt jeweils dienstags, ab 20 Uhr in Emmaus – wir freuen uns über Interessierte, zum Beispiel wartet noch eine Tuba auf ihre Wiederbelebung.

7. September 2014 Bläsermatinee zum 90. Jubiläum

im Anschluss an den Familiengottesdienst lädt der Posaunenchor Emmaus ein zu einem musikalischen Rundgang durch unsere lange Chorgeschichte.

31. Oktober 2014 Bläserkonzert in Emmaus

Bläser aus verschiedenen Chören des Posaunenwerks im Kirchenkreis Berlin-Stadtmitte laden zu einem gemeinsamen Konzert – von Barock bis Pop.

Gleichzeitig geht der Blick nach vorn. Der Posaunenchor Emmaus ist jung, erst im vergangenen Jahr kamen zwei neue Bläserinnen dazu. Um weiter für Nachwuchs zu sorgen, haben wir im Sommer 2013 einen großartigen Werbetag mit Unterstützung der Gemeinde, dem Kantor Ingo Schulz und den Posaunenwarten, veranstaltet. Im September 2013 startete „Young Brass Emmaus“ mit 6 Trompeten, 2 Posaunen, Tenorhorn und Euphonium; zehn junge Leute zwischen 8 und 12 Jahren, die nun gemeinsam das Musikmachen lernen.

Am Heiligen Abend waren sie schon zum ersten Mal im Familiengottesdienst zu hören, zum Posaunenchor-Jubiläum wollen wir wieder etwas gemeinsam spielen. Nach den großen Ferien, am Sonntag, dem 7. September 2014 laden wir ein, gemeinsam mit uns zu feiern. Im Anschluss an den Familiengottesdienst zum Schulanfang bereitet der Posaunenchor eine Matinee in Emmaus vor – mit dem Besten aus unserem bunt gefächerten Repertoire.

Schaut mal, Kinder: Gibt's nicht mehr!

Milch aus dem Hahn

Mario Clemens / Als ich aus dem Urlaub wieder komme und den Kühlschrank öffne, steht dort eine angebrochene Milch. Höchst skeptisch öffne ich den Deckel und staune nicht schlecht: Die Milch riecht tadellos und schmeckt, nun ja, wie immer. Dabei ist es noch gar nicht lange her, dass eine offene Milch zügig aufgebraucht werden musste, da sie sonst dick und sauer wurde. Ein Fortschritt also?

Als Kind liebte ich es, bei „Himmel und Erde“ einzukaufen. Dort gab es einen riesigen Kühlschrank mit einer Art Zapfhahn für Milch. Dort durfte man die Milch eigenhändig in eine mitgebrachte Glasflasche abfüllen. Damals begeisterte mich vor allem die Mechanik. Heute sehe ich stärker den Umweltaspekt, und wenn die Milch noch immer so köstlich schmecken würde wie damals, wäre ich ganz sicher auch bereit, nach dem Urlaub die Glasflasche auszuspülen und mir einen frischen Liter zapfen zu gehen.

Keimfrei

Agnes Gaertner / Es war immer dunkel und muffig im Keller unseres Hauses, und als Kind fand ich es gruselig dort hinunter zu gehen. Im Keller befand sich eine riesige Kiste, in der der gesamte Kartoffelvorrat für ein Jahr lagerte. Sie war so groß - ich konnte vollständig darin verschwinden und hatte immer Angst, nicht mehr herauszukommen. Die im Herbst eingelagerten Kartoffeln hatten bis zum Hochsommer lange weiße Keime gebildet. Meine Aufgabe war es dann, in die Kiste zu klettern und von jeder einzelnen Kartoffel mit meinen Fingernägeln die Keime abzupulen. Danach war ich selber so dreckig wie die Kartoffeln und noch genauso muffig. Ich habe als Kind nie gerne Kartoffeln gegessen.

Abenteuer Niemandsland

Uwe Schumacher / Brachen waren einst ein typischer Teil von Berlin: ungenutzte, unkrautüberwucherte Flächen, die nicht bebaut wurden – jedenfalls vorläufig. Das waren ideale Orte für uns Kinder zum Spielen, gerade wenn das – wie bei den alten Bahngeländen – eigentlich verboten war: kleine Wildnisse, Mini-Urwälder, kurz: Inseln der Abenteuer, die durch den Sperrmüll, der hier gelegentlich abgeladen wurde, nur noch spannender wurden. Allmählich verschwanden sie allerdings nach und nach doch unter Neubauten, Parkplätzen oder langweiligen Grünanlagen. Nur eine Art von Brache schien uns Kindern für immer sicher zu sein: das Niemandsland. Das war der schmale Streifen Lands, der zwischen der eigentlichen Grenze zu Ostberlin und der Mauer lag – manchmal weniger als ein Meter breit, manchmal bis zu fünfzig Meter tief. Das war die abenteuerlichste Brache von allen: feindliches Territorium, von den Männern in den Wachtürmen streng observiert. Wer sollte dort etwas bauen können? Der ideale Ort für Heimliches. Ein Ort, wo wir Höhlen und getarnte Unterstände bauten, wo wir Banden gründeten, Geheimsprachen und -schriften ausheckten, Pläne schmiedeten und als Große Schlange und Lahmer Bär mit Pfeil und Bogen auf der Lauer liegen konnten. Und in der Gropiusstadt wohnte ich meine gesamte Grundschulzeit nicht mehr als fünf Minuten zu Fuß von der Mauer entfernt. Gut, dass all das schon nicht mehr zu meinem täglichen Glück gehörte, als die Mauer fiel und das Niemandsland verschwand.

Pater Noster!

Horst Huckauf / Ich bin in Bochum aufgewachsen. Nach der Schule sind meine Schulkameraden und ich oft in das Rathaus der Stadt geschlüpft. Immer, wenn uns Kinder im Flur keiner beobachtete, sprangen wir mit schnellem Sprung in die sich auf

und ab bewegenden türlosen Kabinen des Paternosters (so hießen diese Aufzüge damals). Warum? Beim bogenförmigen Übergang von abwärts nach aufwärts oder umgekehrt im Keller oder in lichter Höhe entstand ein himmlisches Kribbeln im Bauch. War das schön!

Familientaschentücher

Barbara Müller / Als ich noch ein Kind war, hatte niemand im Dorf eine Waschmaschine und wie alle Mädchen stand ich einmal in der Woche mit meiner Mutter in der Waschküche. Dort gab es einen großen Wasserkessel auf einer Feuerstelle, die mit Holz befeuert wurde. Zuerst trug ich die Holz-scheite aus der Halle in die Waschküche und meine Mutter machte Feuer, damit wir mit heißem Wasser waschen konnten. Fließend warmes Wasser gab es in unserem Haus noch nicht. War das Wasser heiß genug, wurde es in große Blechbottiche umgeschüttet. Meine Aufgabe war es, die Taschentücher der ganzen Familie zu waschen, denn das konnten auch schon die kleinen Kinder übernehmen.

Als später Papiertaschentücher erfunden wurden, galt dies als Verschwendung und überflüssiger Luxus. Meine Mutter hätte als faule Hausfrau dagestanden. Natürlich kauften wir sie nicht.

Fahrradkunst

Annemarie Frost / Wie freute ich mich, als ich groß genug war, um Fahrrad fahren zu lernen! Ich war ungefähr acht Jahre alt, als ich endlich über den Lenker des Fahrrads meiner Tante schauen konnte. Auf den Pedalen stehend, denn den Sattel erreichte ich noch nicht um mich setzen zu können, fuhr ich auf der holprigen Dorfstraße hin und her. Kinderfahrräder gab es auf dem Lande nicht. Nachdem ich das Gleichgewicht halten konnte, benutzte ich das zu große Vehikel wie einen Roller. Die größere Kunst war es, im Stehen zu treten und vorwärts zu kommen ohne herunterzufallen, denn kein Erwachsener half dabei. Sie hatten dafür keine Zeit. Nach einer Weile konnte ich sogar mit einer Hand fahren und winkte dabei freudig meiner Tante zu, die gerade mit dem Onkel das Getreide drosch. Da passierte es! Der erste Unfall, denn ich hatte nun keine Hand mehr am Lenker und ich war ja stehend gefahren. Die Narben zieren heute noch mein Schienbein. Erst als ich groß genug war, um auf dem Sattel sitzend fahren zu können, bekam ich mein erstes Fahrrad zu Weihnachten. Es war orange und ich überglücklich.

Meine schönsten Drachen

Katrin Machel / Eine meiner schönsten Kindheitserinnerungen sind die von meinem (Stief-)Vater liebevoll gebauten Drachen. Ich kann sie heute noch vor mir sehen. Es waren zwei, einer groß und rot, der andere etwas kleiner und orange. Mein Vater hatte alles selbst gemacht, die Holzrahmen, das entsprechende Papier hatte er dazwischen gespannt oder geklebt. Beide Drachen hatten Gesichter, Mund, Nase und Augen waren aufgeklebt. Und dann die langen Schwänze aus Schleifen. Als die Drachen fertig waren, habe ich sie in mein Zimmer gestellt, damit ich sie auch nachts vom Bett aus sehen konnte. Und sie sahen nicht nur klasse aus, sie konnten auch noch hervorragend fliegen! Mit meinen Eltern bin ich zum Teufelsberg gegangen und dort ließen wir sie steigen, manchmal kam noch eine Freundin mit. Eines Tages ist dann einer der beiden verunfallt und musste zu meinem Kummer auf dem Drachen-Friedhof begraben werden. Was aus dem anderen, zurück gebliebenen geworden ist, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls habe ich niemals mehr solche wundervollen Drachen gesehen.

Die Funkuhr

Christina Lenz / Als 7-jähriges Schulkind wurde ich von meiner Lehrerin zum Einkaufen geschickt. Ich sollte ihr eine „Funkuhr“ kaufen. Sie gab mir 50 Pfennige und ich machte mich auf den Weg. Ein wenig merkwürdig fand ich es schon, denn eine Uhr, so hatte ich es im Schaufenster des Uhrmachers gesehen, war doch sehr viel teurer. Ich ging zum Uhrmachermeister Prestien und erklärte ihm, was ich für unsere Lehrerin kaufen sollte. Er lachte mich aus und schickte mich zum Zeitungsladen, dort hätte ich mehr Erfolg. So war es auch – woher sollte ich wissen, dass eine „Funkuhr“ ein Fernsehmagazin war? Wir hatten doch noch kein Fernsehgerät!

Sparbad in der Zinkwanne

Sigrid Huckauf / Nach der Flucht von Schlesien nach Niederbayern bewohnte unsere kleine Familie, meine Mutter, meine Schwester und ich, eine primitive Unterkunft in einem kleinen Dorf in Bayern. Jede Woche wurde einmal gebadet in der Zinkwanne des Schusters. Das lief nach einer festen Zeremonie ab: Die Wanne wurde halb mit lauwarmen Wasser gefüllt, das zuvor im Kessel angewärmt worden war. Als erstes wurde ich (6 Jahre) geschrubbt, dann meine Schwester (18 Jahre) und zuletzt bestieg meine recht korpulente Mutter das nicht mehr ganz frische Badewasser. Und obwohl das Planschen verboten war, gab es am Ende der Dreierbadeaktion kein Wasser mehr in der Wanne. Dafür war ein leicht erhöhter Wasserstand in der Wohnung festzustellen.

Leichenschmaus

Ein Imbiss, kein Gelage

Jörg Machel / Eine Tradition, die verloren zu gehen droht, ist der „Leichenschmaus“. Dabei handelt es sich um ein gemeinsames Essen der Trauergäste, das in der Regel von der Familie des Verstorbenen ausgerichtet wird. Diese Sitte gibt es überall auf der Welt und man kann sie bis in vorgeschichtliche Zeit nachweisen. Im deutschsprachigen Raum ist dieses Ritual unter ganz unterschiedlichen Namen bekannt. In Süddeutschland spricht man vom „Leichentrunk“, in Österreich von der „Zahrung“ oder vom „Totenmahl“, in weniger religiös geprägten Gegenden lädt man zum „Beerdigungskaffee“ ein.

In einer Großstadt wie Berlin und in einer Gegend wie Berlin-Kreuzberg drohen uralte Trauerrituale zu verkümmern. Immer wieder werde ich von den Bestattern informiert, dass jemand zu Grabe getragen werden muss, von dem weder Angehörige noch Freunde bekannt sind. Dann laufen wir zu dritt zum Grab, der Urnenträger, der Bestatter und ich. Die fehlenden Trauergäste zeigen an, dass es schon am Lebensende dieses Menschen einsam gewesen sein muss. Dass da wahrscheinlich niemand mehr war, dem das Sterben dieses Menschen nahe gegangen ist.

So extrem sind nur wenige Bestattungen. Doch die Zahl der Trauergäste ist in Berlin generell sehr niedrig. Das hängt sicher mit dem Leben in ei-



ner Großstadt zusammen, aber auch damit, dass die Bestattungen meist wochentags stattfinden und zu einer Zeit, in der die Berufstätigen arbeiten müssen. Und wer sich extra freigeht, der hetzt nach der Trauerfeier sofort wieder an seinen Arbeitsplatz, um nicht zu viel Zeit zu verlieren.

Ich erinnere mich an mein Vikariat in der Prignitz. In einem kleinen Dorf hatte ich eine Beerdigung zu halten, und es kam tatsächlich von jedem Hof wenigstens ein Vertreter, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen. Und nach dem Gang zum

Friedhof zog die ganze Gesellschaft direkt in den „Dorfkrug“. Dort waren alle Tische schon eingedeckt. Auf jedem Platz stand ein Gedeck aus Kaffeetasse, Kuchenteller und Schnapsglas. Nachdem sich die Trauergesellschaft gesetzt hatte, kam die Wirtin, schenkte den Kaffee aus, verteilte je ein Stück Blechkuchen und goss den Frauen einen Likör und den Männern einen Klaren ein. Nach einer guten halben Stunde löste sich die Gesellschaft auf. Die anfänglich gedrückte Stimmung hatte sich gelöst und die Dorfgemeinschaft wurde wieder ins Leben und den Alltag entlassen.

Mich hat dieses Ritual tief berührt. Natürlich war es abgestimmt auf die Verhältnisse einer überschaubaren Dorfgemeinschaft. Aber immer, wenn ich in Berlin nach einer Trauerfeier ansagen darf, dass die Angehörigen die Trauergäste noch zu einer Tasse Kaffee ins nächstgelegene Lokal einladen, habe ich das Gefühl, dass damit bereits ein erster Schritt heraus aus der Trauer gegangen wird. Gemeinsam.

Als die Großmutter meiner Frau gestorben war, fanden wir in ihren Unterlagen genaue Anweisungen für ihr Begräbnis. Selbst das Restaurant für den Leichenschmaus hatte sie ausgesucht. Die Schlussrechnung geht auf ihre Kosten, aber bitteschön: „Ein Imbiss, kein Gelage!“

Alles bleibt zum Glück beim Alten!

Kirchensteuer auf Kapitalerträge:
Keine neue Kirchensteuer – nur ein neuer Erhebungsweg!

Liebe Gemeindemitglieder,

Informationsschreiben zum Thema Kirchensteuer, die seit Januar von Banken und Sparkassen an ihre Kunden verschickt werden, verunsichern viele von uns. In diesen Schreiben teilen die Geldinstitute allen ihren Kunden mit – unabhängig davon, ob sie Kirchenmitglieder sind, oder nicht – dass es ein neues Verfahren gibt, wie die Kirchensteuer von Kapitalerträgen der Kirchenmitglieder erhoben wird.

Die Reaktionen auf diese Briefe bekommt die Kirche zu spüren: Viele Menschen denken, dass sie nun mehr Kirchensteuer bezahlen sollen und treten aus der Kirche aus. Die Emmaus-Ölberg-Gemeinde möchte hiermit den Sachverhalt richtig stellen und darum bitten, diese Information auch im Freundeskreis weiterzugeben:

Kirchenmitglieder sind schon immer verpflichtet, Erträge aus Kapitalvermögen, die oberhalb des Sparerfreibetrages (zurzeit 801 Euro bei Ledigen beziehungsweise 1.602 Euro bei Verheirateten und Lebenspartnern) liegen, zu versteuern. Die Kirche erhält aus dieser sogenannten Abgeltungssteuer eine Kirchensteuer in Höhe von neun Prozent.

Das neue Verfahren dient dem Datenschutz

Zum 1. Januar 2015 wird nun ein neues Verfahren eingeführt, das automatisiert die Daten zur Kirchengliederung zwischen Banken und Finanzämtern übermittelt – eine Vorgabe des Staates. Das neue Verfahren erfüllt die hohen Anforderungen des Datenschutzes. Bankmitarbeiter erfahren nicht mehr, welcher Kirche der Kunde angehört.

Die Banken erhalten vom Bundeszentralamt für Steuern (BZSt) die Religionszugehörigkeit der Steuerpflichtigen auf elektronischem Wege verschlüsselt mitgeteilt und können so die ohnehin anfallende Kirchensteuer an die Finanzämter abführen.

Wer dennoch die Mitteilung der verschlüsselten Kennziffer an das Geldinstitut nicht wünscht, kann einen Sperrvermerk beim BZSt erstmalig bis zum 30. Juni 2014 für das Folgejahr setzen lassen. In diesem Fall muss jedoch eine Steuererklärung abgegeben werden.

Also: Sie müssen aufgrund der derzeitigen Information durch die Banken nichts weiter veranlassen. Sind die Zinserträge höher als der Sparerfreibetrag, fällt ohnehin Kirchensteuer an. Sind die Zinserträge jedoch niedriger und es ist noch kein Freistellungsauftrag eingerichtet, sollte dieser erteilt werden, damit weder Kapitalertragsteuer und darauf entfallende Kirchensteuer nebst Solidaritätsbeitrag abgeführt werden. Weitere Informationen finden Sie unter: www.ekbo.de/finanzen



Die 1€-Ausgabe des paternoster (11. Jahrgang Nr. 2, 2007) war ein Erfolg. Die hohe Auflage ist unter die Leute gebracht und manch ein Euro hat bei dieser Gelegenheit den Besitzer gewechselt. Deshalb soll auch für die folgenden Ausgaben gelten: Der paternoster liegt kostenlos in der Gemeinde aus. Arme Leute dürfen ihn gern mitnehmen und gegen eine Spende von 1€ weiterreichen. Wir danken im Namen aller Bedürftigen!

Die Redaktion

Hinweis:

Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Redaktion.

paternoster

Die Zeitschrift der Evangelischen Emmaus-Ölberg-Gemeinde
18. Jahrgang Nr. 1

Herausgeber im Sinne des Presserechts ist der Gemeindegliederungsrat der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion:
Jörg Machel, Kristin Huckauf,
Daniel Rühmkorf, Agnes Gaertner

Redaktionsanschrift:
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout:
Kristin Huckauf

Druck: Trigger.medien gmbh®
(Umweltmanagement gemäß
EG-Öko-Audit-Verordnung)
gedruckt auf Recyrago

Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde:

Emmaus-Kirche
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin
Tel.: 030/ 61 69 31-0, Fax -21
gemeinde@emmaus.de

Öffnungszeiten der Küsterei:
Mo, Do 9-13 Uhr,
Di 9-11 Uhr, Mi 13-17 Uhr,
Fr geschlossen

Ölberg-Kirche
Paul-Lincke-Ufer 29, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg-Kita
Lausitzer Straße 29-30,
10999 Berlin, Tel.: 61 69 32-17

Emmaus-Kirchhof
Hermannstr. 133, 12051 Berlin,
Tel.: 626 24 35 (Di-Do 9-12 Uhr)

Pfarrer Jörg Machel
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,
Tel.: 61 69 32-15
joerg.machel@emmaus.de

Internet:
<http://www.emmaus.de>

Spendenkonto
Ev. Darlehnsgenossenschaft Kiel,
BLZ 210 602 37,
Konto 611 741 280;
IBAN:
DE33 2106 0237 0611 7412 80
BIC: GENODEF1EDG
Verwendungszweck:
KVA Berlin Mitte-Nord, E-Ö/
paternoster

Mitnahme kostenlos,
Weiterverkauf 1,- Euro

Aktuelle Termine sind nicht hier abgedruckt,
sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“,
der monatlich erscheint.
Sie erhalten ihn in der Gemeinde
und über das Internet:
<http://www.emmaus.de>

BEDROHT

